753

# Chronik

des

# Oeil de Boeuf

der

innern Gemächer des Schlosses

und der Gesellschaftssäle von Paris.

Herausgegeben

durch die verwittwete Gräfin von B***.

---

Sechzehnter Band.

---

Leipzig, 1837.
Literarisches Museum.

# Chronik

des

# Oeil de Bœuf

oder

unserm Gemächer des Schlafes

und der Gesellschaft von Paris.

Herausgegeben

durch die Verfasserin von Adele.

---

Sechster Band.

---

Leipzig, 1832.
Literarisches Museum.

# Pariſer Nächte.

Eine

Gallerie galanter Abentheuer, geheimer Liebes- und anderer Geſchichten

der

## Pariſer Großen.

Achter Band.

Leipzig, 1836.
Literariſches Muſeum.

# Funfzig Jahre

der

# geheimen Geschichte

## Frankreichs

und des

## Hofes von Versailles.

---

**Maria Antoinette von Oestreich.**
**Louis XVI.**
**Napoleon Bonaparte.**
**Louis XVIII.**
**Charles X.**

Zweiter Band.

Leipzig, 1836.
Literarisches Museum.

DC
715
P37
Bd.8

# IV.

## 1791. (Fortsetzung.)

---

Seltsame Huldigungen. — Vorhergesehene Bestechung. — Anfang der Vendée. — Mirabeau auf der Bühne. — Eröffnung des **Théâtre français** in der Richelieustraße. — Heinrich **VIII.**, Tragödie. — Eine Revolution für eine Oper. — Faublas. — Die Kolonien. — Neue Wahlen. — Der Abbé Raynal auf der Tribune. — Der Kardinal Stór. — Die Jakobiner-Alarmisten. — Kriegsrüstungen. — Flucht des Königs — seine Verhaftung. — Die Makaronis. — Rückkehr von Varennes. — Anekdoten. — Der Gärtner von Madame. — Nächtlicher Besuch der Königin. — Unverletzlichkeit des Königs. — Erklärungen von Pavia und Padua. — Leichenpomp Voltaire's — Die Blutscenen des Marsfeldes. — Der Invalide und der Perrückenmacher. — Coalition. — Die beiden Lodoiska. — Debuts von Dupont, Michot, Mademoiselle Mezerin. — Mesdemoiselles Sainval kommen wieder. — Konstitution von 1791. — Ende der Arbeiten der konstituirenden Versammlung. —

Danton und der Huissier. — Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung. — Gegenrevolutionäre Umtriebe. — Madame Touchard in London. — Der Marquis Salatmacher. — Schreckliches Gesetz wider die Emigranten. — Fanfaronnaden derselben. — Psyche, Ballet. — Der Klub der guten Leute. — Eröffnung von drei Theatern. — Herr Bourfault. — Mademoiselle Mars. — Mercier's Buch. — Tod Potemkin's. — Niederlage von Tippo Saib. — Jourdan, Kopfabschneider. — Pethion, Maire von Paris. — Ursprung des Heilsausschusses. — Preville und die Wache. — Satyre. — Volney's Ruinen. — Brief des Verfassers an Grimm.

---

Der Vikomte von Mirabeau, Bruder des berühmten Verstorbenen, dem die Nationalversammlung so eben die Ehren des Panthéon zuerkannt hatte, wurde von der Trauerpost, die ihn zu Koblenz traf, nicht sonderlich gerührt. Dieser eifrige Vertheidiger der alten Ordnung der Dinge, müde des vergeblichen Kampfes in der gesetzgebenden Versammlung, hatte sich nämlich, gleich vielen andern royalistischen Deputirten, dem Phalanx der Emigration angeschlossen. Wie der ganze verschworene Adel jenseit des Rheins, bewies er seine Hingebung bei Tische und im schäumenden Champagner, sowie bei der Toilette jener zieräffischen Emigrantinnen, deren alleiniger Beweggrund zur Auswanderung die Absicht war, von unsern jungen Kolonels einige verliebte Seufzer zu ernten,

die nur zu leicht von deutschen Schönen abgeleitet wurden.

Während also der Vikomte von Mirabeau über die patriotische Unsterblichkeit seines ältern Bruders giftig scherzte, beklagten die Pariser, welche in dieser repräsentativen Wonne einen ihrer belustigendsten komischen Akteure eingebüßt hatten, den Verlust der Szenen, mit denen er sie zuweilen unterhielt. Die folgende z. B. trug sich wenige Tage vor der Abreise dieses Deputirten im Garten der Tuilerien zu.

Der Vikomte eilte nämlich, so sehr ihm das der enorme Umfang seines Leichnams nur erlaubte, auf die Reitbahn zu, sah sich aber plötzlich von einem zahlreichen Volkshaufen umgeben, der ihn wie gewöhnlich mit dem einmüthigen Geschrei: „Mirabeau-Tonne an die Laterne!" begrüßte.

Mehrmals war dieser Gruß nur ein Ausbruch der Lustigkeit und die lachenden Gesichter seiner Urheber beruhigten den Vikomte, denn bekanntlich hängt man Niemand so leicht blos zum Spaße. An diesem Tage aber waren es keineswegs lachende Mienen, welche Mirabeau sah, als er verstohlen seitwärts blickte. Er schien zu besorgen, daß es mit der Laterne, die meist ein leeres Wort blieb, einmal Ernst werden möchte. Schnell entschlossen und als ein mit dem Nationalcharakter vertrauter Mann, wendete der Vikomte sich also nach der Menge um, sah sie wohlwollend an

und begann aus vollem Halse folgende Verse aus der „Iphigenie" zu singen:

„Wie gern hör' ich die schmeichelhaften Huldigungen,
Die man mir darzubringen sich beeilt."

Dieser Zug von Heiterkeit und Muth entwaffnete den Volkshaufen im Nu. Beifallrufen trat an die Stelle der Beleidigungen und der Vikomte ward ehrenvoll bis an die Pforten der Nationalversammlung begleitet. Beide Theile bewiesen sich dabei als Franzosen.

Lichteten sich die Reihen der erklärten Anhänger der Monarchie in der Nationalversammlung durch die fortdauernde Emigration, so schien man andererseits zu besorgen, die Royalisten aus Ueberzeugung möchten durch Royalisten aus Spekulation vertreten werden. Ein Dekret vom 7. April verordnete daher: „Kein Mitglied der gegenwärtigen Nationalversammlung, sowie künftiger gesetzgebender Versammlungen kann während der Dauer seines Amtes und in den nächstfolgenden vier Jahren eine Stelle im Ministerium erhalten, oder für sich und Andere irgend eine Anstellung, Pension, Vergütung und Gratifikation von der vollziehenden Gewalt annehmen oder verlangen, Militärpersonen allein ausgenommen. Die auf Uebertretung dieses Artikels zu setzende Strafe wird noch festgesetzt werden."

Jedenfalls legte dieses Dekret die Ueberzeugung dar, daß in der Nationalversammlung sich der Be-

stechung zugängliche Personen befänden; zugleich liefert es aber den Beweis, daß die Mehrheit der Versammlung sich aufrichtig dagegen verwahren wollte. Unsere heutigen Deputirten sind darin minder gewissenhaft und halten ihr Mandat für eine treffliche Quelle der Spekulation. Jedermann sagt bei sich: unbestechlicher Patriotismus ist nur Ziererei und führt zu nichts, ausgenommen etwa zu einem politischen Processe, insofern es gegen die Regierung konspiriren heißt, wenn man behauptet, es gebe Pflichten zu erfüllen. Heutiges Tages *sagt* man nicht mehr mit Ludwig **XIV.**: der Staat bin ich! allein man *denkt* es. Zu was aber die eiteln Worte verschwenden, wenn die Wirklichkeit spricht. O, über die Fortschritte!

Im Jahre 1791 besorgte man Täuschung und Bestechung und hatte auch Grund dazu; man versuchte sie auf allen Seiten und sie gingen hauptsächlich vom Throne aus. Nachdem Ludwig **XVI.** die bürgerliche Konstitution der Geistlichkeit sanktionirt hatte, behielt er gleichwohl nur Geistliche um seine Person, welche jener entgegen waren. Allein die Beeinträchtigung seines Schwurs durch eine, seinem schwachen und zwischen Pflicht und Umgehung derselben stets unentschiedenen Charakter angemessene Wendung zu verbergen suchend, traf der König am 17. April Anstalten, sich nach Saint-Cloud zu begeben, um dort die heilige Woche unter Anleitung von Geistlichen zu begehen, welche er öffentlich proskribirt hatte.

Ob es andem ist, daß jenes fromme Zurückziehen nur ein Vorwand zu einem beabsichtigten Versuche zur Flucht war, hat man niemals nachgewiesen; zugegeben muß aber werden, daß ein Verdacht der Art viel für sich hatte. Ueberdem ist es auch jetzt außer Zweifel gestellt, daß Ludwig XVI. und seine Familie seit Mitte des Jahres 1790 mit dem Plane umgingen, sich in's Ausland zu begeben. Herr von Fontanges, Erzbischof von Toulouse war in Frankreich, der Baron von Breteuil in Brüssel für diesen Zweck thätig, welcher, wenn ausgeführt, mit einem Male die Emigration legitimirt hätte, gegen die der König gleichwohl nicht aufgehört hatte, laut zu protestiren.

Mag indessen Ludwig XVI. an die Flucht aus Frankreich gedacht, oder allerdings nur nach Saint-Cloud haben ziehen wollen, so war darum der seiner Abreise am 17. April vom Volke entgegen gestellte gewaltsame Widerstand nicht minder von unberechenbarem Einflusse auf die Revolution; ja eine solche Handlung der Volkssouverainetät war so wenig im Interesse derselben Revolution, daß sie von den Gegnern derselben herzurühren schien. Lafayette fühlte das so gut, daß er in jenem Augenblicke seine Entlassung einreichte,*) weil er mißvergnügt über den Ungehorsam der Nationalgarde war, als er die Abreise des Königs

*) Drei Tage später übernahm er das Kommando der Nationalgarde, auf allgemeines Ansuchen dieses Korps von Neuem.

decken und damit die Freiheit des Monarchen hatte beweisen wollen.

Der zur Rückkehr in die Tuilerien genöthigte Ludwig XVI. begab sich am 18. in die Nationalversammlung und gab ihr Folgendes anzuhören, das in ganz Europa als eine Anklage der französischen Nation wiederhallen sollte:

„Meine Herren! ich begebe mich in Ihre Mitte „voll des Vertrauens, was ich Ihnen stets gezeigt „habe. Sie werden von dem Widerstande unterrich„tet sein, welchen meine Abreise nach Saint-Cloud „gestern erlitten hat. Ich wollte nicht, daß er mit Ge„walt zurückgewiesen werde, und fürchtete, strenge „Maaßregeln gegen eine getäuschte Menge anzuwen„den. Es ist aber wichtig für die Nation, zu bewei„sen, daß ich frei bin; nichts ist so wesentlich für die „Zustimmungen und Einwilligungen, welche ich Ihren „Dekreten ertheilt habe. Aus diesem gewichtigen Be„weggrunde beharre ich daher auf meiner Reise nach „Saint-Cloud; die Nothwendigkeit davon wird der „Versammlung einleuchten.“

Noch nie war eine so gewandte Rede über des Königs Lippen gekommen, denn das Privatleben S. M. ging zu weit ab von den konstitutionellen Zwecken, als daß man diese Worte hätte für aufrichtige halten können. Indessen würde dieser Prunk der Rede, welcher in politischen Intriguen geübtere Leute

zu Verfassern hatte, als es Ludwig XVI. war, keine Seele getäuscht haben, wenn der Präsident mit der von den Umständen gerechtfertigten Freimüthigkeit darauf etwa erwiedert hätte:

„Sire, die Versammlung, welche sich keineswegs „von Ihren Betheuerungen der Anhänglichkeit an die „von ihr ausgegangenen Gesetze täuschen läßt, die „weder mit Ihren geheimen Verbindungen mit dem „Auslande unbekannt ist, noch mit kontrerevolutionä„ren Zwecken, denen Sie täglich Ihre Beistimmung „geben; die Versammlung endlich, welche die Ueber„zeugung hegt, daß in diesem Augenblicke, wo ich im „Namen derselben spreche, auf der Straße nach Brüs„sel Relais zur Flucht für Sie und Ihre Familie be„reit gehalten werden; diese Versammlung erklärt im „Angesicht von Europa, daß der König der Franzosen „inmitten der Bürger das Pfand der von ihm sank„tionirten Revolution ist; daß er als erster Beamter „des Staates sich eine Reihe geheiligter Pflichten hat „auflegen müssen und daß, insofern Zweifel gegen die „Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen erhoben werden „können, die Wachsamkeit des Volkes ein Recht „wird."

Anstatt dem königlichen Machiavellismus diese herbe, allein nothwendige Antwort entgegen zu setzen, verwickelte sich der Präsident in ein Gewebe nichtsagender Deklamationen, welche nur die Verlegenheit der Nationalversammlung bemerken, allein die Argu-

mente unangefochten ließen, welche Ludwig XVI. für sich geltend machte. Zugegeben mußte werden, daß dieser Monarch mit seinem konstitutionellen Scheine gleichwohl in Paris ein Gefangener war.

Am 19. erfaßte aber eine konstituirte Behörde, die Departementsadministration, die Gelegenheit, welche Tags vorher die Nationalversammlung sich hatte entgehen lassen, und Charles Maurice von Talleyrand-Perigord, Mitglied derselben, machte Ludwig XVI. mit Entfernung aller thörigten Rücksichten, die man sich bei solchen Veranlassungen ersparen muß, in einer von ihm redigirten Adresse ernste Vorwürfe über „die Protektion, welche er den Priestern angedeihen lasse, die den Eid verweigerten und über die ausschließliche Wahl seiner Diener unter den Gegnern der Revolution. Ein solches Verfahren," — sagte der konstitutionelle Prälat weiter — „rechtfertigt nur zu sehr die Besorgniß, daß S. Maj. dabei seinen innern Ueberzeugungen nicht folge..."

Diese famöse Adresse, eine nur zu deutliche Enthüllung der geheimen Pläne des Königs, liefert einen Kommentar für den Haß der Bourbons, welchen sie nach ihrer Rückkehr auf den französischen Thron gegen Herrn von Talleyrand hegten, obgleich sie ihn mit allen ihren Orden behingen und mit allen möglichen Auszeichnungen fütterten. Sie empfanden sehr wohl, daß sie einen Mann zu fürchten hätten,

dessen Rache ihnen so gute Dienste wider Napoleon geleistet hatte.

Auf jene Adresse des Departements antwortete Ludwig XVI. eben so schlecht, wie der Präsident der Nationalversammlung auf die Rede S. M. Die Nation beharrte in ihrem Mißtrauen über die Absichten des Königs und die öffentliche Stimme zögerte nicht, es einzugestehen. Grund dazu war auch vorhanden, denn kurze Zeit nach den Ereignissen des Aprils ließ der König von einem seiner Agenten dem in den Niederlanden anwesenden Herzoge von Villequier wissen, „er solle nicht aufhören, der Erzherzogin-Regentin zu wiederholen, daß alle Zustimmungen und Sanktionen, welche er den Dekreten der Nationalversammlung ertheile, keineswegs seine Uebereinstimmung mit denselben ausdrückten; daß ferner alle Schritte, welche er zu Gunsten der konstitutionellen Sache gethan oder noch thue, nur aus demselben Gesichtspunkte zu beurtheilen wären und daß endlich, je mehr Anhänglichkeit er öffentlich an diese Konstitution beweise, desto mehr liege ihm am Herzen, schnellmöglichst dieser gezwungenen Lage ledig zu werden und befreit aus einer Gefangenschaft, in der ihn die Rebellion seiner Unterthanen halte."

Das sind denn ungefähr die festgestellten, unverwerflichen Thatsachen, über welche der Konvent zu Ende des Jahres 1792 zu urtheilen hatte, und die, nach den Reden der Royalisten, Ludwig XVI. gänz-

liche Unschuld darthun sollten. Das sind jene Thatsachen, welche von dieser Partei geradezu verläugnet werden, und zwar blos um — nicht etwa allein den Konvent, nicht die Zeitgenossen des Prozesses allein, sondern die ganze Nation und alle Generationen mit einer Art von Erbsünde zu beladen und sie der bourbonischen Rache gleichsam für alle Zeit auszusetzen und der Schmach, unsers Vaterlandes Boden mit Sühnmonumenten belastet zu sehen... O über die stupide Unbilligkeit!

Die Aprilunruhen, über welche die nicht vereidete Geistlichkeit und die Anhänger des Hofes nicht im Irrthume waren, ermuthigten die Einen und die Andern, endlich offen gegen das konstitutionelle System aufzutreten. Vom Mai 1791 datirt der Anfang der Bewegungen in der Vendée. Die erste Zusammenrottung fand im Dorfe Saint-Clement, in einer Gegend statt, wo der Adel aufgeregt, die Priester unduldsam, die Bauern fanatisch waren. Gegen diese Rebellen wurden einige Linientruppen und Nationalgarden ausgesandt und einige Musketenschüsse machten dem Ganzen ein Ende. Diese ersten Vertheidiger des Thrones und Altares flüchteten aber in die Gehölze der Vendée und obgleich in der Hauptstadt kaum von diesem ersten Scharmützel die Rede war, glaubte ich dessen hier doch erwähnen zu müssen, um den Anfangspunkt eines schrecklichen Bürgerkrieges fest zu stellen, der einer halben Million Menschen das Leben kosten sollte.

Während man sich in den Ebenen von Nieder-Poitou schlug, gab Paris Mirabeau die Ehren der Bühne, die letzte Auszeichnung aller Berühmtheiten bei uns trefflichen Franzosen, die wir auch während der ernsthaftesten Perioden unsers politischen Lebens immer ein wenig Komödie spielen.

In Paris bestand damals ein Theater, „von Monsieur" genannt, weil es unter Protektion des Grafen von Provence zu Gunsten des Hofhaarkräuslers Leonard gegründet worden war, ohne Zweifel um ihn für seine Puffen, Toupets und heroischen Chignons zu belohnen *). Auf diesem Theater wurde um die Mitte des Mai ein Stück „Mirabeau auf dem Sterbebett" gegeben. Titel, Haltung und Inhalt desselben waren eines romantischen Kopfes unserer Tage würdig und ganz geeignet, das Publikum des 19. Jahrhunderts zu rühren. Man bekam den großen Redner zu sehen, umgeben von seinen Aerzten und Freunden und leidend an einem langen Todeskampfe. Diese Kleinigkeit hielt ihn jedoch nicht ab, mit lauter Stimme gegen den Despotismus zu peroriren, wie ein guter und freimüthiger Patriot, welcher in des Verfassers Meinung Mirabeau ohne Zweifel immer geblieben war.

---

*) Es wird öfter von Leonard die Rede sein, der während der Emigration sich zu reelleren Dienstleistungen als die genannten zu empfehlen wußte.

Halbtodt ſchon ließ ſich der franzöſiſche Demoſthenes noch wie der kühnſte und beſonders wie der redſeligſte Lebendige vernehmen. Um ihn waren die Herren Lamarck und Cabanis, Herr von Talleyrand, Biſchof von Autun und dieſer Prälat, der in ſeinen Reden ſich nie vergaß, kam hier ſehr übel weg, denn er hatte nur für Mirabeau zu ſprechen; dargeſtellt wurde er übrigens täuſchend ähnlich. Von außen her vernahm man das Toben des unter den Fenſtern ſeines ſterbenden Tribuns verſammelten Volkes, welches mit Donnerſtimmen ſich nach ſeinem Befinden erkundigte. Verfaſſer des Stückes war Herr Pajoulx.

Im italieniſchen Theater begleitete man Mirabeau noch viel weiter als auf ſein Sterbebett. Der Dichter ſetzte hier mit ihm über den Styx, und gab den Schatten des großen Mannes unter den ewigen Laubhallen der eliſäiſchen Felder zum Beſten. Dort wandelte er Arm in Arm mit Voltaire und Rouſſeau, die zum erſten Mal gute Freunde waren, ſpazierte mit Friedrich dem Großen umher, welcher, ſo ſehr er im Leben Philoſoph war, doch ſich zu enkanailliren geglaubt hätte, indem er ſich mit einem von den Ohnehoſen führte. Der Gutsherr von Ferney, der Genfer Diogenes und ſelbſt der Abbé Mably freuten ſich mit Mirabeau über die Fortſchritte einer in ihren Werken vorhergeſagten Revolution. Der Pathe der drei ſouverainen Cotillons der Regierung Ludwig XV. war nicht derſelben Meinung und erklärte geradezu, er ſei

der Philosophie niemals, ausgenommen im Sinngedicht, hold gewesen und Steigriemen wären unter allen Umständen für Civilisten, platte Säbelstreiche oder Fuchteln für das Militär die allein anständigen Regierungsmaxime. Darüber kam Brutus herbei, in seine Toga gehüllt wie ein Verschworner und alles über die Achsel ansehend, was nach König und Monarchie aussah. Jetzt begann Friedrich II. die Ansichten des unbeugsamen Konsuls zu bekämpfen und schwur, er wolle ihn zum Royalisten bekehren oder dabei seinen langen Zopf, Sinnbild seiner Größe einbüßen. Als Mirabeau zwischen dem preußischen Alexander und dem Feind des Porsenna eine lebhafte Diskussion sich entspinnen hörte, kam er dem ersten zu Hülfe und bewies mit dem Beispiele Ludwig XVI., daß eine konstitutionelle Monarchie das wünschenswertheste für die Regierungen sei. Brutus hätte wohl den Betheurungen des französischen Tribuns etwas mißtrauen sollen, allein die irdischen Neuigkeiten gelangen ja in die Unterwelt erst spät. Der römische Republikaner, welcher nichts davon wußte, daß Mirabeau im rothen Buche stand, ließ also seiner Klugheit gewähren und sang das ça ira als guter Patriot von 1789 mit, das zur Begrüßung eines in den elisäischen Feldern anlangenden Nationalgardisten angestimmt wurde, der bei einem Tumulte in der Mitte jener Franzosen das Leben verloren hatte, welche das glückseligste Volk auf Erden waren.

Von dieſem Bürgerſoldaten vernahm Mirabeau, daß man ihm die Ehre des Panthéon zuerkannt habe.

„Ein Panthéon in Paris!“ rief Brutus; „iſt mir doch, als hätten wir etwas dem Aehnliches in unſerer ewigen Stadt gehabt, von der nur noch die Ruinen an der Tiber vorhanden ſind. Schön, Ihr Herren Franzoſen, ich ſehe, Sie ahmen uns nach und Ihre Revolution wird wohl auch nur eine nachgemachte Komödie ſein. Gleichviel indeſſen, laſſen Sie uns Ihr ça ira wieder vornehmen, das mir drollig genug vorkommt.“

Man ſang von Neuem und empfahl ſich dem Publikum, das die Höflichkeit mit Bravorufen und Beifallklatſchen erwiderte und den Verfaſſer zu wiſſen verlangte. Dieſer aber, der nur zu gut wußte, er habe bloß ein Imbroglio ohne dauernden Erfolg gemacht, behauptete ſein Inkognito.

Zu Anfang von 1791 wurde im Palais-Royal, und zwar in dem vom Herzog von Orleans bewohnten Theile, ein neuer Schauſpielſaal eröffnet, der ſogleich das franzöſiſche Theater genannt wurde. Die daſelbſt ſpielende Truppe war zum Theil von der alten Komödie française in der Vorſtadt Saint-Germain; es gehörten dazu Talma, Monvel, Madame Veſtris, und es war im März, wo ſie ſich im Palais-Royal anſiedelten.

Die Trennung dieſer Schauſpieler von ihren Kameraden war jedoch keine friedliche. Es beſtand eine

drohende Spaltung zwischen den Mächten der Bretterwelt. Die ausgezeichneten Akteurs, welche ich eben anführte, erregten im höchsten Grad den Neid derer, welche mit ihnen im Rufe wetteifern zu können meinten, und diese Spannung gab sich bald durch wenig edelmüthige Umtriebe kund.

Die erste im französischen Theater aufgeführte Neuigkeit war „Heinrich VIII.", eine Tragödie von Chénier; der Verfasser hatte auch seine Neider, und diese gesellten sich zu denen der dramatischen Kolonie, daher dieses Werk des Tragöden, dem wir schon Karl IX. verdankten, nur einen zweideutigen Erfolg hatte. Talma gab gleichwohl jenen Tyrannen mit großer Vollkommenheit, der bis auf seine letzten Augenblicke nicht leugnete, daß er seinem Hasse niemals ein Menschenleben, seinen Begierden nie die Ehre eines Weibes vorenthalten habe. Mit einem auf der Bühne noch ungekannten Effekte wußte Talma jenen Doppelzug der Seele aufzufassen, dem Heinrich gehorcht, indem er über Anna Bolein das Todesurtheil spricht, um, noch blutig von dem entsetzlichen Opfer, in die Arme der Johanne Seymour zu fliegen.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß es dieser Tragödie an regelmäßiger Schönheit gebricht; es sind in der Anlage mißlungene Szenen darin, und den an Gedanken reichen Versen Chénier's fehlt es sowohl hier, als auch in Karl IX., an Wohllaut. Allein der Charakter des Königs und jener der Johanne Sey-

mour sind voll Leben und historischer Wahrheit. Der dritte Akt gleicht durch seine gelungenen Situationen die Mängel der beiden ersten aus, und der fünfte ist durchaus sehr schön.

Von einem unparteiischen Publikum würde das Stück befriedigend aufgenommen worden sein, allein die thätige Bosheit hatte sich so geschickt im Hause vertheilt, daß Zeichen der Mißbilligung von allen Seiten her sich hören ließen und „Heinrich VIII." beinah so gut wie ausgepocht wurde.

Nur wenige Wochen nach diesem Unfall erholte sich das französische Theater dafür auf treffliche Weise durch Aufführung einer Tragödie, welche, im Ganzen genommen, weniger Ansprüche auf Erfolg hatte, als Heinrich VIII. Sie hieß „Marius in Minturnä" und ist, vom Verfasser nachträglich durchgesehen, mit Recht auf der Bühne geblieben.

Glücklicher als in der Rolle des englischen Despoten hielt Talma dieses Stück. Der von seinen Feinden verfolgte römische Held wird in Minturnä von ihnen gefangen und eingekerkert. Allein es finden sich Vertheidiger desselben; der Ueberwinder des Jugurtha, der Teutonen, Cimbern, Ambronen wird von den Bewunderern seines Ruhmes gerettet. Hier aber erhält die Fabel, wahrscheinlicher als die Geschichte, dem Helden keineswegs das Leben, indem sie vor dem Namen Marius einen cimbrischen Soldaten zurückbeben läßt, welcher ihn im Kerker ermorden sollte

und den hundert Andere erſetzen konnten. Es fehlt jedoch, ungeachtet der dafür eingeſchalteten Situation, dem Stücke an Handlung und Intereſſe; dagegen iſt es an glücklichen Einzelheiten reich. Vor Allem macht ſich eine edle Einfachheit bemerklich, eine majeſtätiſche Enthaltſamkeit, welche an die antiken Muſter erinnert.

Man bewunderte die Vorzüge überdies um ſo mehr, als der Verfaſſer erſt einundzwanzig Jahre alt war. Arnauld iſt ſein Name, derſelbe Arnauld, deſſen Werken wir vierzig Jahre Beifall zollten und den unlängſt das einem ſchönen Talente und noch ſchöneren Charakter ſchuldige Bedauern ins Grab begleitete. Man iſt nicht jung, ohne den Schwächen eines Alters ausgeſetzt zu ſein, deſſen gewandter Verführer die Eitelkeit iſt. Der mit Beifall gelohnte Verfaſſer zeigte ſich während ſeiner Ovation in einer Loge und bedankte ſich, ganz roth vor beſcheidener Wonne, mit zahlreichen Verneigungen beim Publikum. Herr Arnauld war damals ein hübſcher Kavalier und mehre Damen bewieſen durch die dauernde Richtung ihrer Lorgnetten, daß ſie am Dichter mindeſtens ebenſoviel Wohlgefallen fänden, wie an ſeinen Werken.

Indem ich von Heinrich VIII. ſprach, hab' ich auch des Sturmes erwähnt, welcher bei der Erſcheinung dieſes dramatiſchen Werkes ſich vernehmen ließ. Was aber war dieſes Geplänkel gegen das, was ungefähr gleichzeitig in Reggio, einer kleinen Stadt im Herzogthume Parma, ſich zutrug!

Dort war nämlich damals eine vielbesuchte Messe, zu der sich auch viele Mailänder und besonders Venetianer einfanden. Während dieser Handelsfestlichkeit spielte in Reggio gewöhnlich eine Truppe Opera seria; 1791 ließ es sich aber der Unternehmer einfallen, Opera buffa aufzuführen. Das nahm jedoch das italienische Publikum gewaltig übel und noch vor der Eröffnung des Theaters sprach sich die allgemeine Unzufriedenheit aus. Einige eifrige Theaterliebhaber begaben sich zum Direktor und machten ihn wegen der Beeinträchtigung Vorstellungen, die er dem Vergnügen ihrer Mitbürger machen wolle. Unverschämt, wie gewöhnlich Leute, welche man sucht, erwiderte der Direktor: was er geben wolle, sei für den Pöbel noch viel zu gut.

Nun ist zwar ein Schauspieler, welcher seine Pflichten gegen die Gesellschaft erfüllt, ein so ehrenwerther Mann wie jeder Andere, was freilich 1791 Thoren und Klerisei noch nicht gelten lassen wollten. Darum war aber ein Schauspieler, welcher es mit dem Publikum verdarb, noch weit mehr als ein anderer Unverschämter einer Tracht Schläge ausgesetzt. Die Wortführer des Publikums von Reggio ließen indeß die Sache hingehen; nicht so das Publikum selbst, welches bei Eröffnung der Vorstellung mit allen den Waffen focht, mit denen Schauspieler bekämpft werden, welche sich unangenehm machen. Zahllose Pfeifchen erschallten im Hause, und da Italien reich

an Munition, d. h. an Aepfeln, Orangen, Feigen und dergl. ist, ward die arme Truppe mit diesen demüthigenden Wurfgeschossen überschüttet.

Gegen den Direktor beschränkte man sich aber keineswegs auf diesen leichten Krieg, sondern die rachsüchtigen Italiener forderten seinen Kopf. Dem Gouverneur kam ein Kopf doch als eine zu schwere Buße der Grobheit eines Theaterunternehmers vor, und er ließ daher einige hundert Mann gegen die Meuterer anrücken, welche aber nichts auszurichten vermochten. Die Soldaten mußten vielmehr in ein Kloster retiriren, und so gern sie dort ihr Müthchen an verschiedenen hübschen jugendlichen Nönnchen gekühlt hätten, so schnell nöthigte sie doch die zu große Hitze — das Volk hatte nämlich das Kloster sofort angesteckt, — das Weite zu suchen und zu kapituliren.

Endlich stellte ein von Parma herbeieilendes Reiterregiment die Ruhe in Reggio wieder her, der Gouverneur war aber vorher als Opfer der Volkswuth gefallen. Die Leute wollten durchaus eine Opera seria und nun war eine höchst blutige Tragödie daraus geworden. Ich denke, die Beispiele sind selten, daß eine Revolution um eine Oper ausbricht.

Dürfte man gleichwohl der Ansicht des Herrn D'Orfeuil, Direktors des französischen Theaters, beipflichten, so umging man nur durch seine Klugheit 1791 ein Ereigniß, das dem von Reggio ähnlich werden konnte. Es handelte sich nämlich um Auf-

führung einer Komödie: „der Geadelte", von einem jungen Schriftsteller, Namens Louvet, über den ich alsbald mehr sagen will. Das Stück enthielt jedenfalls ungewöhnlich kühne Ideen, denn nachdem D'Orfeuil sich dasselbe hatte vorlesen lassen, erklärte er, zur Aufführung brauche er Kanonen. Man wies es also ab. Jener Louvet de Courtray war der Sohn eines Papierhändlers, der in Paris wohnte. Von seinem wohlhabenden Vater empfing er eine sorgfältige Erziehung, und ich glaube, der junge Mann war einige Jahre vor der Revolution als Sekretär beim Herzoge von Penthiévre angestellt.

Von 1787 bis 1789 gab Louvet wiederholt die „Abenteuer des Ritters Faublas" heraus, einen schlüpfrigen, aber geistreichen Roman, reich an treffenden Sittenschilderungen und gewandt durchgeführt. Ohne Zweifel besitzt dies Buch den Mangel, das Laster unter verlockenden Formen darzustellen und es mehr lieben als fürchten zu machen. Indessen ist das kein genügender Grund zur unbedingten Verwerfung des Werkes. Man halte den Faublas von jungen Leuten fern; der Ehemann lege ihn unter Schloß und Riegel, damit seine junge Gattin nicht die intriguante Galanterie jener Marquise von B*** nachahme oder den unschuldigen Ehebruch der Gräfin De Lignolle. Die Verständigen aber und insbesondere die Literaten lasse man die feine Kritik studiren, welche Faublas enthält, und die Bekanntschaft des Zustandes an jenen

alten Höfen daraus machen, deren Andenken man uns gern verehrenswerth finden lassen möchte, denn Louvet hat ihre Verkehrtheit treffend gezeichnet. Uebrigens haben auch die skandalösen Beispiele, welche jener Roman enthält, den Kreis unserer Sitten verlassen. Die Verführung gehabt sich dermalen nicht mehr mit jener adeligen Unwürdigkeit; die Liebe des 18. Jahrhunderts, so delikat in ihrer Unverschämtheit, so erfindungsreich in ihren Betrügereien, so graziös bei ihrer Treulosigkeit, und elegant genug, das Leben bei einem Streite mit Nebenbuhlern auf's Spiel zu setzen, kurz, jenes ganze Arrangement von rosenwässeriger Leidenschaft, welches unsere Väter entzückte, gehört zu dem unwiederbringlich Veralteten. Unsere Epoche hat den Geist jenes Buches mit einer enormen Perrücke bekleidet und übersieht ihn bei weitem. Die Liebe marschirt jetzt auf ihr Ziel los, wie die Soldaten der großen Armee auf eine Redoute, die Cigarre im Munde und den Spazierstock in der Hand. Vordem brachten sich die Verliebten mit dem Munde um, und selten röthete ihr Blut den Altar ihres Götzen, jetzt aber morden sie sich mit Zuverlässigkeit, wenn sie es versprochen haben, und tödten ihre Geliebten mit derselben Bestimmtheit. Unter den Habseligkeiten jedes echten Galans findet sich ein feingespitzter Dolch, eine Schachtel mit Gift und einige Scheffel Kohlen. Liebe und Chemie bieten sich jetzt die Hände, um die Entwickelung sentimentaler Dramen zu begünstigen.

Im Jahre 1791 war man freilich von einem solchen Aufschwunge der Civilisation noch weit entfernt. Faublas machte ungeheures Aufsehen. Das seufzte von den Boudoirs bis unter die Mansarden! Damals war diese brillante Schrift wirklich gefährlich.

Im von mir jetzt beschriebenen Jahre gab Louvet einen zweiten Roman: „Emilie von Varmont", heraus, der weniger Erfolg verdiente und erhielt, als der Faublas, und nur eine Paraphrase in vier Bänden von den Gedanken war: gebt ein Gesetz, das die Scheidung der Ehe erlaubt; gestattet den Geistlichen, sich zu verheirathen. Dies kam Alles zur Ausführung, allein die Schrift des Antragstellers verfiel der Vergessenheit.

Mehre wichtige Dekrete dieser Zeit übergehe ich, um nicht langweilig zu werden, und führe daher nur mit kurzen Worten an, daß ein Gesetz vom 1. Mai 1791 die Eingangszölle in allen Städten des Königreichs aufhob. Diese Verfügung bezeichnete den Anfang einer gewandten Benutzung von gut erfundenen Namen und Ausdrücken, mit denen man verhaßten Dingen durch Umtaufen ihre widerwärtige Natur nahm. Auf diese Art wurde einige Jahre, nachdem die Nationalversammlung die Altäre des Gottes Fiskus umgestürzt hatte, der Eingangszoll als Wohlthätigkeitszoll wieder hergestellt, und das gute Volk bezahlte nun von Neuem und dachte: nun sind wir doch bloß halb so schlimm d'ran, denn wir sind wohlthätig.

Da die französische Geistlichkeit keine Güter mehr besaß, konnte die Nationalversammlung konsequenter Weise dem Oberhaupte der Kirche keine Apanage von Frankreich mehr bewilligen, da ohnedies sein Reich nicht von dieser Welt ist, wie im Evangelium steht, das ja die Päpste stets gewissenhaft beobachten. Demnach vereinigte ein Dekret vom 4. Mai Venaissin und Avignon mit Frankreich. Es war das keine revolutionäre Maßregel, denn diese ganz vom Gebiet eines großen Reiches umschlossenen Besitzungen waren nie definitiv mit dem Kirchenstaat verbunden und die Edikte mehrer Könige enthalten Vorbehalte wegen des Besitzes derselben.

Eine dem Widerspruche mehr unterworfene Verfügung war das Dekret vom 15. Mai, welches die bürgerlichen Verhältnisse der Farbigen in den Kolonien bestimmte; auch ward es nur nach langen und heftigen Verhandlungen beschlossen. Viele Redner, von denen Malouet und Maury zu nennen sind, vertheidigten mit Wärme und kaufmännischen Vernunftgründen das bestehende Kolonialsystem, allein der Abbé Grégoire, Pethion, Rewbell und besonders Robespierre ließen die unabänderlichen Forderungen des Naturrechts von der Tribune herab erschallen und trugen die Mehrheit bei der Abstimmung davon. Es ward bestimmt: daß alle von freien Aeltern geborene Farbige an jeder Art Gemeinde- und Kolonialversammlungen künftig Theil nehmen könnten, wenn ihnen dazu die sonst er-

forderlichen Eigenschaften nicht mangelten. „Mögen die Kolonien eher verderben," rief Robespierre unter Anderem aus, „als die Principien, denen sie ihren Ruhm, ihre Ehre, ihre Freiheit danken."

Das Verderben der Kolonien erfolgte; ihr Boden ward mit dem Blute derjenigen gedüngt, welche sie emporgebracht. Und immer werden das die Folgen der absoluten Anwendung jener sogenannten naturrechtlichen Principien sein, welche trefflich für die Zeiten der beginnenden gesellschaftlichen Verbindungen waren, allein deren Anwendung jetzt, wo die Natur so verdreht worden, großen Modifikationen unterliegen muß.

Die konstituirende Versammlung hatte einmal die Bahn verführerischer Sophismen betreten, auf der die einseitigsten Mißbräuche aus den besten Absichten hervorgehen. Das Dekret vom 16. Mai verordnete, daß die Mitglieder der gegenwärtigen gesetzgebenden Versammlung nach Erlöschen ihrer Vollmacht nicht wieder gewählt werden könnten, ausgenommen zwei Jahre darnach, was ein anderes Dekret vom 19. Mai anordnete. Auf diese Art entzog man Frankreich nicht allein eine Anzahl seiner Repräsentanten, die Erfahrungen gesammelt hatten und deren erprobte Umsicht den Parteigeist zügeln konnte, sondern man nahm dem Lande auch das schöne Recht, diejenigen zu wählen, welche nunmehr sein Vertrauen besaßen. Das Alles vertrug sich gewiß schlecht mit jener, das Jahr

vorher bei der Föderation beſchworenen Konſtitution, und war eine übel angebrachte Vorſicht.

Der übrige Inhalt des Dekretes in Bezug auf die Organiſation der repräſentativen Verſammlung enthielt kluge Beſtimmungen. Am erſten Montag des Mai trat die Verſammlung immer von ſelbſt zuſammen, konnte jedoch einen andern Tag wählen. Ihre Sitzungen dauerten ſo lange, als ſie es angemeſſen hielt; der König konnte ſie nicht auflöſen, wohl aber zuſammenberufen, wenn es in der Zwiſchenzeit die Angelegenheiten des Staates verlangten.

Endlich erklärte der Kaiſer Leopold unterm 18. Mai von Pavia aus, mit andern Mächten Maßregeln wider Frankreich ergreifen zu wollen, deſſen Benehmen und politiſche Abſichten, nach S. M. Meinung, das monarchiſche Europa beunruhigen müßten. Dieſe vorläufige Erklärung, welche erſt am 25. Juli eine Folge hatte, war zum Theil durch die Schritte der Emigrirten und die höfiſchen Bitten des Grafen Artois veranlaßt worden, der häufige Reiſen nach Wien gemacht hatte. Von den Tuilerien aus war man aber nicht minder thätig geweſen, die Bemühungen der Emigrirten zu unterſtützen. Als ſich ſpäter der eiſerne Schrank öffnete, wurde der konſtitutionelle Schleier zerriſſen, mit dem ſich Ludwig XVI., Marie Antoinette und die ſie umgebenden Konſpiranten umhüllten. Wie oft hatte nicht vor der Erklärung von Pavia die Königin ihren Bruder bitter wegen ſeiner ausnehmenden Saum-

seligkeit getadelt, die ihn abhalte, mit seiner ganzen Armee über die französischen Rebellen herzufallen. Sei es aus Sorglosigkeit oder absichtlich, kurz, Leopold gab den Wünschen seiner Schwester erst nach, als die Rüstungen Frankreichs ihm eine revolutionäre Ansteckung für Deutschland fürchten ließen. Ein Dekret vom 26. Mai befahl nämlich die sofortige Aushebung von 75,000 Mann zur Ergänzung der Armee und von 25,000 Mann für die Flotte.

Unter diesen kriegerischen Umständen erschien das Dekret vom 28. Mai zur Ergänzung der Dekrete vom 16. und 19., und vollendete die Regulirung der nächsten Deputirtenwahl. Die Wähler sollten sich in der Hauptstadt ihres Departements versammeln und zwar innerhalb der nächsten zwölf Tage nach ihrer Einberufung zu den Primärversammlungen. Gleich nach dieser Vereinigung sollten die aktiven Bürger, deren Zahl sich für 1791 auf 4,298,360 belief, zur Wahl ihrer Bevollmächtigten schreiten. Auf 17,262 Wähler kam allemal ein Deputirter, was ein Ganzes von 745 Repräsentanten gab. Die damals Gewählten waren offenbar in höherem Grade Männer der Nation, als die, welche wir seit 1814 durch die mehr oder weniger streitige Wahl von 180,000 Eigenthümern von Grundstücken und Großhändlern erhalten. Der Bauer, der Winzer, der Handwerker, der Soldat, der Künstler, der Gelehrte, die man mit dem Namen der Prolétarier zu beseitigen glaubt, waren zu jener

Zeit repräsentirt, weil sie zur Wahl der Repräsentanten beigetragen. Unsere neuen Charten geben dem Grund und Boden, dem Metall, der Waare ihre Vertreter; allein Arbeit und Intelligenz haben keine. Indeß hat man in die Länge und Breite räsonnirt, daß dies Recht gesetzlich und normal wäre. — — O Macchiavell, warum erstickte nicht der Dolch in Deiner Brust das Samenkorn subtiler Ueberredung!

Den Mai des Jahres 1791 schloß ein Zufall, der einige Tage die öffentliche Aufmerksamkeit fesselte und einen berühmten Namen befleckte. Der Abbé Raynal, Verfasser der „politischen und philosophischen Geschichte beider Indien", kam den 31. in die Nationalversammlung, legte auf dem Büreau eine Adresse nieder und erhielt die Erlaubniß, sie selbst vorzulesen. Es war eine lange Deklamation des Exjesuiten gegen die Revolution und ihre Anhänger, eine die Nationalversammlung selbst hofmeisternde Strafrede. Indeß enthielt die Adresse einige Wahrheiten, die aber ihren ganzen Werth verloren, als man noch vor Beendigung des Vorlesens auf den Deputirtenbänken erfuhr, daß sich das Ganze auf eine Unterstützung von 24,000 Franken gründe, die Raynal vor einem oder zwei Tagen vom Intendanten der Civilliste, Herrn Laporte, empfangen. Est modus in rebus.

Offenbar hatte der Hof gehofft, daß ein von den Patrioten geachteter und von dem frühern parlamentarischen Despotismus, wegen seines Uebertritts

zu den Encyklopädisten, verfolgter Mann in der Nationalversammlung ziemlich günstiges Gehör finden und sie bewegen würde, alle dem Interesse und den Ansprüchen der Monarchie ungünstige Dekrete zurückzunehmen. Indeß gab es in der Nationalversammlung wohlunterrichtete Leute, welche z. B. wußten, daß von der berühmten Geschichte beider Indien wenig aus Raynal's Genie geflossen, indem der beschreibende Theil des Werks durch ein öffentliches Dokument als einem namenlosen Reisenden angehörig anerkannt war und die Kapitel voll gründlicher Dialektik, die so beredten Stellen gegen den Fanatismus von Diderot herrührten. Der Abbé hatte also nur diese verschiedenen Elemente herausgegeben und sein einziges Verdienst bestand darin, die Verfolgungen dafür allein ertragen zu haben.

Die Strafrede des alten Geistlichen machte daher wenig Eindruck auf die Versammlung; der Name „Schwätzer" tönte ihm fortwährend in die Ohren, während er seine Adresse las. Allein er hatte seine 24,000 Livres und mochte vielleicht denken: „Ich habe mein Versprechen gehalten, komme, was will, mein Geld ist gewonnen."

Gewiß, bald fremde Hülfe zu erhalten, häuften sich zu Anfang Juni die Emissäre der Emigrirten an unsern Grenzen, in der Absicht, unsere Truppen zu verführen, und Agenten des Hofs boten diesen äußern Feinden die Hand. Die Soldaten gaben aber ihren

Eingebungen keineswegs Gehör; sie haßten die Adeligen zu sehr. Die an den Grenzen des Reichs zusammengedrängten Emigrirten kauften indessen Waffen, Pferde und Kriegsgeräth auf. Das Schloß des Kardinals Rohan zu Ettenheim war das Hauptquartier dieser ritterlichen Miliz. Man bildete dort Freikompagnien, über welche der Held des Halsbandes in vollem bischöflichen Ornate Revue hielt. Trotz der Gegenwart eines Kirchenfürsten ermuthigten Damen, deren galante Abenteuer zu Paris Aufsehen gemacht, die neuen Kreuzfahrer durch eine dankbare Liebe, deren ganzen Werth seine Eminenz kannte.

Das Sonderbarste war aber, daß der Kardinal, welcher sich in Rücksicht der Verschwendung als zweimal Rohan gezeigt, dieser ehemalige Verwalter der Quinze-Vingt (einer Blindenanstalt), in welcher Eigenschaft er 1,600,000 Livres unterschlagen, die von dem Verkauf eines dem Hospital gehörigen Stück Landes herkamen, — kurz, daß dieser Mann, der sich zu keiner Zeit ein Gewissen daraus gemacht, fremdes Eigenthum für sich zu nehmen, in Bezug auf den Sequester der geistlichen Güter über Diebstahl schrie. Noch mehr, das Mitglied des heiligen Kollegiums, welches alle schmutzigen Intriguen und Schamlosigkeiten einer Gräfin Lamothe getheilt; der Kommittent eines Cagliostro; der Held des nächtlichen Rendezvous des Parks von Versailles; der Verbannte, welcher sich bei den Mönchen von Marmoutiers ein so artiges

Serail gebildet; kurz, dieſer in jeder Beziehung unmoraliſche Mann verwünſchte zu Ettenheim, das zu ſeiner ehemaligen Diöceſe von Straßburg gehörte, die Civilkonſtitution des Klerus, belegte die Prieſter mit dem Bann, welche den Eid darauf geleiſtet, rief die heiligen Lehren der Religion an und ſchwur, daß er ſie mit Gefahr ſeines Lebens und Vermögens aufrecht erhalten werde. — Was das Vermögen betrifft, ſo war nie ein Pronomen poſſeſſivum falſcher angewendet worden; denn was der Kardinal Rohan beſaß, gehörte aller Welt, nur ihm nicht.

Dieſer ſo rechtſchaffene und reine Levit war es, der eine Anzahl von Friſeurs, Kutſchern und Bedienten, die er alle zu Marquis und Barons gemacht, angeworben, und ihnen den Vicomte von Mirabeau, einen ebenſo moraliſchen Militär, als der Cardinal ein tugendhafter Prieſter war, zum Commandanten gegeben hatte. Auf dieſe Art entſtand jene Armee von Emigrirten, die ſich ſpäter unter dem Prinzen Condé weiter ausbildete und mehrte, ohne ſich merklich zu beſſern. Ihre erſten Thaten beſtanden darin, zahlloſe Pamphlets, mit Injurien, Drohungen und Bannſtrahlen aus Rom gefüllt, am linken Rheinufer in Umlauf zu bringen. — Die Flüche aus Rom mochten aufrichtig ſein; der Papſt hatte ſo eben Avignon verloren.

Während dies an der Grenze vorging, ſanctionirte Ludwig XVI. verſchiedene Dekrete, die er bisher

zurückgewiesen hatte. In seinem Conseil und selbst in der Nationalversammlung hörte er nicht auf, gegen die Umtriebe der Emigrirten zu protestiren, und sobald die Nacht einbrach, verließen seine Courriere heimlich die Tuilerien, um ihnen Subsidien und Aufmunterung zu bringen. — — Diese zweiseitige Politik ist nicht allein authentisch bewiesen worden, sondern sie war schon damals Lafayette bekannt, der den, gegen ihn so undankbaren, schwachen Ludwig verderben konnte, und doch, wie wir bald sehen werden, nur daran dachte, ihn zu retten.

Die Jakobiner, welche um jeden Preis die Monarchie vernichten wollten, beobachteten aber auch die übel verborgnen Bestrebungen des Schlosses, und freuten sich darüber. Diese Faction übertrieb in ihren Deklamationen die Resultate der königlichen Intriguen, um das Volk aufzuregen, dessen Unordnungen ihren Plänen dienen konnten. Schon hatte der Club der Straße St. Honoré erklärt, das Vaterland sei in Gefahr, zahllose Armeen näherten sich unsern Grenzen, und die Bürger müßten zu den Waffen greifen, um die Aristokraten im Innern zu bewachen. Nichts von dem Allen schien zur Zeit wahr zu sein; allein die furchtsamen Franzosen wurden darüber besorgt. Abgesehen von der Emigration verließen eine Menge Personen beiderlei Geschlechts das Reich, und entführten ihr Vermögen und ihren Gewerbfleiß in's Ausland. Meine Familie, deren commercielle Unternehmungen

ſchon durch die Abreiſe des Adels gelitten, that, wie die Furchtſamen der Epoche, und ging ohne gerade ihr Haus in Paris zu ſchließen, nach England, wo ſie ihre Spekulationen fortſetzte, und einige rückſtändige Zahlungen von den Emigrirten zu erhalten ſuchte, die Paris verlaſſen hatten, ohne ſich wegen ihrer dort hinterlaſſenen Schulden zu beunruhigen. Später werde ich auf unſer Haus in London zurückkommen.

Während auf dieſe Art die Furcht der königlichen Emigration ein trauriges Seitenſtück gab, discutirte die Nationalverſammlung ein Dekret in Bezug auf die Kriminalſtrafen. Es wurde am 3. Juni erlaſſen, und nannte als anzuwendende Strafen: Tod, Galeerenſtrafe, Zuchthaus, Einſperrung, Detention, Deportation, bürgerliche Degradation und Pranger. Das Brandmarken war abgeſchafft, und die Todesſtrafe durfte mit keinen Martern verbunden ſein.

Zu dieſer Regung legislativer Humanität war die konſtituirende Verſammlung durch eins ihrer Mitglieder, den Doctor Guillotin veranlaßt worden, der ganz kürzlich eine Köpfmaſchine erfunden hatte, die ſeinen Namen erhielt, und ihm einen ſeltſamen, aber gerechten Ruhm bei der Nachwelt verſchaffte. Hätte der gute Doctor vermuthen können, welchen Mißbrauch die Einfachheit ſeiner Maſchine begünſtigen würde, ſo hätte er gewiß ſeine philanthropiſche Idee, die ſo traurige Reſultate haben ſollte, unterdruckt.

Was das Brandmarken betrifft, so fühlte die Versammlung den schneidenden Widerspruch zwischen temporären Strafen und dieser, welche unvertilgbare Spuren zurückließ. Wie konnte man die so offene und überzeugende Wahrheit verkennen, daß ein Mann, daß ein Mensch, dem jede mögliche Rückkehr in die Gesellschaft, nach Büßung seiner Strafe, untersagt ist, nicht mehr an seine moralische Besserung denkt, weil einer Tugend nachzustreben, die keine Früchte bringt, zu dem Seltensten gehört, was auf Erden geschieht. Wie viele von den Galeeren entlassene Sträflinge sahen wir nicht den aufrichtigen Versuch machen, wieder die Bahn der Rechtschaffenheit zu betreten! Eitler Entschluß; ihre Nebenmenschen verlängerten die Strafe, denen die Gesetze ein Ziel gesetzt hatten. Man wies von allen Thüren den ab, der auf der Schulter das eingebrannte, unvertilgbare Zeichen der Schande trug. Allein das Verbrechen bot ihm Aufnahme, und versprach Gold und Rache. Der oft nur durch unglückliche Verhältnisse Schuldige wurde dies nun aus Ueberlegung, und hatte er Anfangs sich des Eigenthums Andrer bemächtigt, so dürstete er jetzt nach deren Blut!

Unglaublich ist es, daß die Verfasser des Strafgesetzbuches die Brandmarkung wieder herstellten, und noch unglaublicher, daß sich Napoleon selbst dafür erklärte, weil er sie, wenn ich nicht irre, für geeignet hielt, einen heilsamen Schreck einzuflößen. — Der

große Mann war nicht immer ein guter Moralist, denn was das grausenerregende Schaffot nicht vermag, liegt außer der Wirkung eines verrätherischen Merkmales. Das zum Verbrechen entschlossene Individuum ist gänzlich außerhalb seines normalen Zustandes, und in der Hand jener geheimnißvollen Macht, die wir Verhängniß nennen, kümmert es sich um kein Gesetz dieser Welt. — — Die Gesetzgeber der Monarchie des Juli haben das Brandmarken von Neuem abgeschafft, und hoffentlich wird es kein von Vernunft und Menschlichkeit abweichendes Urtheil in unsere Gesetzbücher zurückbringen.

Die Debatten über die Kriminalstrafen bewirkten damals auch, wie ich glaube, eine nicht weniger gerechte und moralische Reform, als die Abschaffung des Brandmarkens; ich meine nämlich die Aufhebung des seit mehrern Jahrhunderten vom Souverain ausgeübten Begnadigungsrechts. *) Was sind denn auch die Tribunale weiter, als Ausflüsse der exekutiven Gewalt der Krone? Ja, noch mehr, es giebt ja für den Fall, daß ein Gericht erster Instanz sich geirrt hat, ein zweites, was den Prozeß von Neuem durchsieht. Auf diese Art geschieht dem Gesetz und der Billigkeit alles mögliche Genüge. Was soll also hier die königliche Prärogative ohne Information, ohne Akten und oft ohne die geringste vorläufige Kenntniß? Besitzt

*) Ein Dekret vom 5. Juni annullirte dies Recht.

der König die Gabe einer Gerechtigkeit durch Offenbarung, wie unsere Könige in den Zeiten des guten Glaubens das Vermögen, die Kröpfe zu heilen? Nein, die Gnade des Souverains erscheint hier blind, und in keiner Beziehung gesetzlich, ja, was jede gereifte Vernunft finden wird, sogar beleidigend für den Richter, indem sie mit einem Worte die mühsame Frucht seiner richterlichen Uebung und seiner Gewissenhaftigkeit zerstört. Manche betrachteten indessen das Recht der Begnadigung als ein Band zwischen König und Volk. Allein die natürlichen Bande zwischen dem Herrscher und seinen Unterthanen bestehen in den vom Throne ausfließenden Wohlthaten, die sich aber auf reife Erfahrung und Vernunft, nicht auf blinde Willkühr gründen müssen, welche die Gesetze lähmt, und die gekränkte Gesellschaft um die ihr durch jene garantirte Genugthuung bringt.

Das Recht der Begnadigung und die Lettres de cachet stehen in Rücksicht der Willkühr zur Ertheilung derselben auf einer Stufe. Beide Mißbräuche vernichtete die Nationalversammlung; allein ersteres haben die spätern Regierungen schon wieder hergestellt, und die letztren ersetzen so ziemlich die Verhaftsbefehle unserer Tage.

Während dies Kriminalgesetzbuch discutirt wurde, geschahen von der Nationalversammlung auch Vorbereitungen, die äußeren Verbrecher zu bekämpfen; denn nichts Andres waren die Emigrirten, welche ihr Va-

terland mit Feuer und Schwert verheeren wollten. Zu diesem Zwecke verordneten verschiedene Dekrete vom 10. bis 14. Juni: 1) die Beeidigung der Offiziere der Land- und Seemacht, 2) die vollständige Ergänzung der zur Deckung der Grenze bestimmten Regimenter, 3) die Füllung der Arsenale, so daß selbst im Nothfall die Nationalgardisten mit Waffen und Munition daraus versehen werden könnten, 4) eine freiwillige Stellung aller Bürger von gutem Willen, in dem Verhältniß eines Nationalgardisten auf zwanzig.

Mit diesen Maßregeln erwiderte man in der Mitte des Juni die Drohungen und Prahlereien der Emigrirten, womit sie Elsaß, Lothringen und das französische Flandern zu ängstigen suchten. Von der gesetzgebenden Versammlung accreditirte Agenten wachten über die Vollziehung der erlassenen Dekrete und der Prinz Condé wurde benachrichtigt, daß er sich innerhalb vierzehn Tagen entweder nach Frankreich zu begeben, oder von dessen Grenzen zu entfernen habe.

Der König billigte und sanktionirte Alles, allein gleichzeitig und insbesondere unterm 10. Juni protestirte S. Maj. schriftlich wider alle bisher ertheilten Sanktionen und gegen alle künftig noch zu gebende, offen erklärend, sie wären samt und sonders und würden seinem Willen, seinen Meinungen und Ansichten entgegen sein. Dabei gab Ludwig XVI. aber tagtäglich im Conseil und ohne alle vorgängige Veranlassung, mit allem Anscheine von Aufrichtigkeit seine Anhäng-

lichkeit an die Konſtitution zu erkennen... Ich weiß nicht, in wie fern, nach Molina's Lehren, dies Benehmen tugendhaft zu nennen iſt; allein nach den Regeln der gemeinen Moral muß man es treulos heißen. Die von der katholiſchen Religion autoriſirten Mentalreſervationen wird die Wahrheit ſtets als Meineid bezeichnen.

Als den 19. Juni, Abends, Dumouſtier, Garde du corps Ludwigs XVI., im Garten der Tuilerien ſpazieren ging, näherte ſich ihm ein Unbekannter, redete ihn auf eine geheimnißvolle Weiſe an, und begann, ihn in den Schatten eines der Kaſtaniengebüſche an der großen Allee ziehend:

„Sie ſind Herr Dumouſtier?"

„Ja, mein Herr."

„Folgen Sie mir gefälligſt nach dem Schloſſe; der König wünſcht Sie zu ſprechen, und hat Aufträge für Sie."

„Ich begleite Sie."

Der Unbekannte war Laporte, Intendant der Civilliſte. Dumouſtier wurde von ihm zum Könige gebracht, der dem Garde du corps entgegenkam, und ihn einen Augenblick ſchweigend betrachtete. Dann eröffnete er ihm in einem offnen Tone, was er von ſeiner Ergebenheit erwarte.

„Sie ſuchen jetzt ihre Kameraden die Herren Valory und de Maldent auf, und befehlen ihnen in meinem Namen, ſich gelbe Weſten zu verſchaffen, Sie

müssen auch eine haben, und morgen, mit einbrechender Nacht, werden Sie alle Drei auf dem Quai zwischen dem Pont-Royal und dem Platze Ludwigs XVI. sein, wo Sie meine weitern Befehle vernehmen werden."

„Ihre Majestät soll pünktlichen Gehorsam finden," gab Dumouſtier zur Antwort, sich respektvoll verneigend.

„Gehen Sie, mein Herr, und sein Sie pünktlich; Sie müssen wissen, daß man Sie mir unter meinen Gardes du corps als den bezeichnet hat, dem ich am Sichersten mich anvertrauen könnte."

„Sire, ich würde mein Leben hingeben, um ein für mich so ehrenvolles Vertrauen zu verdienen."

„Also rechne ich auf Sie," fügte Ludwig XVI. mit jenem gütigen Lächeln hinzu, was der echte Widerschein seiner Seele war, sobald sie nicht unter fremdem Einfluß stand. — „Gute Nacht, auf morgen!"

Bekanntlich traf der König mit dem Marquis von Bouillé, dem Kommandanten in Lothringen, seit lange Vorbereitungen, Paris zu verlassen, und sich nach einer Grenzfestung, vielleicht gar in's Ausland zu begeben, um dort ohne Weiteres zu annulliren, was die Nationalversammlung seit ihrer Einsetzung gethan, und was Ludwig aufrecht zu erhalten, geschworen hatte. Die Ausführung dieses Plans verzögerte sich theils durch Ludwigs gewöhnliche Unentschlossenheit, theils wegen der Ungewißheit über die in das

Geheimniß zu ziehenden Personen. Dies hatte vom Januar bis Juni gedauert, und Bouillé genöthigt, mehrmals den auf dem Wege, den die königliche Familie nehmen sollte, (über Chalons nach Montmédi) aufgestellten Eskorten Gegenbefehl zu geben. Ein letzter Aufschub, der die Abreise um 24 Stunden verzögerte (den 19. Juni), hinderte sehr die pünktliche Ausführung jener militärischen Maßregeln. Die an verschiedenen Orten stationirten Abtheilungen, die angeblich Rasttag hielten, konnten nicht, ohne Argwohn zu erregen, diese Zeit der Ruhe verdoppeln; sie entfernten sich also, und die erlauchten Reisenden fanden sie nicht mehr auf ihrem Wege.

Endlich wurde die Abreise unwiderruflich auf die Nacht vom 20. zum 21. Juni festgesetzt — — die Nacht des Solstitiums und die kürzeste des Jahres. Die Anstalten dazu im Palast geschahen mit Gewandtheit und Klugheit. Um einer nach dem Hofe der Tuilerien gehenden kleinen Pforte näher zu sein, hatte die Königin bewirkt, daß sie zu ihren Appartements, die sich im Erdgeschoß befanden, ein Gemach erhielt, das ihre Wohnung von jener Pforte trennte, und das bisher ein Posten der Nationalgarde inne gehabt.

Die frühern Vorbereitungen zur Reise waren aber nicht so glücklich getroffen. Mehrere Frauen Marien Antoinettens verließen 5 bis 6 Tage vor dem zur Abreise der königlichen Familie bestimmten Termine Paris, mit dem Befehl, die Flüchtigen jenseit der Grenze

zu erwarten, was deutlich bewies, daß auch sie das Reich verlassen wollten. Das Gerücht von der Abreise jener Frauen, die fast ganz offen geschah, circulirte in den Hôtels der alten Aristokratie, und die Bedienten nahmen es, wie gewöhnlich, über sich, für seine Verbreitung nach Außen zu sorgen. Man behauptete damals sogar, daß die Gardes du corps Dumoustier, Valory und Maldent, durch vertraute Mittheilungen der Vorstadt St. Germain schon vor der bestimmten Zeit von der Rolle unterrichtet, die man sie wollte spielen lassen, sich deren bei dem Schneider rühmten, der ihre gelben Westen fertigte, und vielleicht auch im Hôtel de Malte damit prahlten, das sie bewohnten.

König und Königin glaubten indeß ihre Flucht mit dem größten Geheimniß vorbereitet zu haben, und in der That hatten ihre Majestäten, mit Anwendung von Molina's Lehren, große Sorge getragen, ihren Plan zu verbergen. Am Morgen des 20. Juni, als Lafayette zum Könige kam, um dessen Befehle zu vernehmen, begann der Monarch:

„General, ich ersuche Sie, den Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois zu benachrichtigen, daß ich in seinem Kirchspiel der Prozession am Frohnleichnamsfeste beiwohnen würde."

Lafayette machte eine Bewegung des Erstaunens; denn jener Pfarrer hatte den Eid geleistet.

„Ich werde dasselbe thun, General," äußerte die

Königin, „und zwar in Gesellschaft der Prinzessin von Lamballe.“

Jetzt schien die Ueberraschung des Generalcommandanten zu weichen, und ein bedeutungsvolles Lächeln zuckte über seine Lippen.

„Die Kosten des Altarschmuckes will ich tragen,“ fuhr Ludwig fort.

„Der Wille Ew. Majestät soll erfüllt werden,“ gab der General zur Antwort.

„Irre ich nicht,“ fügte der König in einem Tone hinzu, als wenn er sich eben darauf besonnen, „so habe ich meinen Wunsch schon geäußert, daß ein Stein der Bastille auf die Tafel des Conseils gesetzt werden soll?“

„Ich erinnere mich keines Befehls der Art,“ versetzte Lafayette, und gab seinem ungläubigen Lächeln noch mehr Ausdruck.

„Möglich, daß ich vergaß davon zu sprechen,“ entgegnete nachlässig der Monarch, und fügte dann mit einer souverainen Betonung hinzu: „Allein es ist das unser Wille.“

„Ich beglückwünsche deshalb aufrichtig Ew. Majestät,“ erwiederte der General mit einem Blicke auf Ludwig, den dieser nicht würde ertragen haben, wenn ihm seine Kurzsichtigkeit dessen Bedeutung zu erkennen, erlaubt hätte.

Die Königin, welche Lafayette vollkommen von dieser kleinen Intrigue getäuscht glaubte, näherte sich

einem Fenster, betrachtete den Himmel und machte ganz laut die Bemerkung, es werde heut ein sehr schöner Tag werden. Dann äußerte sie:

„Ich will auf den Boulevards spazieren fahren, und Sie sollen mich begleiten, General."

„Das ist meine Schuldigkeit."

„Sie sollen mich begleiten, nicht weil es Ihre Schuldigkeit ist, sondern weil ich es wünsche."

„Ich schätze mich unendlich geehrt durch diese Aeußerung Ew. Majestät."

Marie Antoinette fuhr wirklich am Abend mit der Prinzessin von Lamballe, ihrer Freundin, und Lafayette spazieren. Die Königin brachte das Gespräch auf die Ehrenbezeugungen, welche den Ueberresten Voltaire's bei ihrer Versetzung in's Pantheon (den 10. Juli) zu Theil werden sollten.

„Stets bewunderte ich diesen großen Schriftsteller," sagte sie „und ich versichere Ihnen, General, daß es mir in der letzten Zeit seines Lebens viel kostete, eine Kälte gegen ihn zu zeigen, die mir Rücksichten gegen den verstorbenen König zur Pflicht machten."

„Sie sind zu unterrichtet," erwiederte Lafayette, „um nicht Voltaire wegen der Henriade zu schätzen, die Ludwig XV. vielleicht zu sehr vergessen hat."

„Gewiß, General," versetzte lebhaft die Königin. „Auch will ich einigermaßen zur Apotheose des großen

Dichters beitragen, und mein Gespann weißer Pferde hergeben, um seinen Triumphwagen zu ziehen *).

Jetzt ist es Zeit, das skeptische Lächeln Lafayette's beim Lever des Königs zu erklären. Um den 15. Juni kam nämlich Herr von Ormesson, Oberst der Nationalgarde der Vorstadt St. Antoine, zu Lafayette, und schien unruhig, ja selbst bestürzt. Der General bemerkte sogleich seine Befangenheit, und fragte um die Ursache derselben.

„Kommandant," erwiederte d'Ormesson mit unterbrochner Stimme, „es sind mir seltsame — — — beunruhigende Nachrichten zugekommen, die Ihnen mitzutheilen, meine Pflicht ist."

„Sprechen Sie."

„Ich habe für gewiß erfahren, daß der König, die Königin und die Prinzessin Elisabeth in einer dieser Nächte Paris verlassen wollen. Als ehemaliger Generalkontroleur und ohne ein öffentliches Amt würde ich die Nachricht von einem Projekt für mich behalten

*) Diese und viele andere Einzelnheiten aus dem vertrauten Leben Ludwig's XVI. und Marien Antoinettens habe ich vom Grafen von Narbonne, damals Minister und später Napoleon's Adjutant. Zu Moskau besuchte (1812) dieser General, einer der liebenswürdigsten Edelleute des alten Hofs, alle Morgen die Militärspitäler, über welche ich die Oberaufsicht hatte, frühstückte dann gewöhnlich mit mir, und erzählte mir bei dieser Gelegenheit eine Menge interessanter Thatsachen von der vorigen Regierung, der Revolution und selbst dem Kaiserreiche.

haben, deſſen Folgen für einen Fürſten, den ich verehre, verhängnißvoll werden können; allein als Oberſt der Nationalgarde habe ich andere Pflichten zu erfüllen."

„Man hat Ihnen ein Mährchen erzählt, d'Ormeſſon," gab Lafayette mit affektirter Heiterkeit zur Antwort. „Ludwig hat nicht Luſt, die Tuilerien zu verlaſſen."

„Ich muß Ihnen ſagen, General, daß Monſieur ſelbſt, der ſich in dem Augenblicke aus dem Luxemburg entfernen ſoll, wo der König die Tuilerien verläßt, mehrere Perſonen und nicht eben ſehr geheim von dieſer doppelten Abreiſe unterrichtet hat. Seine Hoheit hat ſich ſogar ſo weit vergeſſen, die Straße zu bezeichnen, welche die erlauchten Flüchtlinge nehmen werden."

„Lauter Mährchen, ſage ich Ihnen, zur Unterhaltung der pariſer Schwätzer."

„Es thut mir leid, General," erwiederte der Exgeneralkontroleur etwas verdrießlich, „daß Sie eine Mittheilung ſo aufnehmen, die viel nützlicher iſt, als Sie denken, und bei der Ihre Verantwortlichkeit gar ſehr in Betracht kommen kann. Sie begreifen, wie ärgerlich es für Sie ſein würde, im Fall das genannte Unternehmen ausgeführt wird, eine Intrigue nicht gekannt zu haben, die ſich, ſo zu ſagen, ſelbſt verräth."

„Nicht gekannt zu haben — — —" unterbrach lebhaft Lafayette, der ſeinen Entſchluß plötzlich geändert. „Sie ſollen ſehen, ob ich damit unbekannt bin."

Bei dieſen Worten ſchlug der General ein zuſammengelegtes Papier auseinander, und nahm ein Stückchen Tuch und eins von ſeidenem Stoff heraus.

„Hier, d'Ormeſſon, ſehen ſie Proben von der Kleidung, welche König und Königin bei ihrer Flucht tragen werden. — Bin ich gut unterrichtet *)?"

„Ich habe nichts weiter zu ſagen," antwortete der Oberſt, die Hand ſeines Generals drückend. „Sie wiſſen beſſer, als ich, was zur Sicherheit des Staats dient."

„Sowie zur Belehrung des Königs und ſeines Volks," fügte Lafayette hinzu.

„Ich entferne mich alſo, General, indem ich ganz aufrichtig das God save de king der Engländer wiederhole."

„Gehen Sie, d'Ormeſſon, und bedenken, daß große Gefahren große Lehrer werden."

Offenbar wußte alſo Lafayette von der beabſichtigten Flucht des Königs, und wollte ſich ihr nicht widerſetzen, um dem unklugen Monarchen die ganze Tiefe des Abgrundes erkennen zu laſſen, dem er ſich in dieſem Augenblicke um ein Großes näherte. Ohne

*) Mehrere haben behauptet, Frau von Campans habe Lafayette die Probe vom Kleide der Königin geliefert; allein ich halte ſie für unſchuldig an dieſer Treuloſigkeit. Gewiſſer iſt, daß die Memoiren dieſer Dame von deren Herausgeber, dem Abbé Giraud, verfälſcht wurden, indem er Alles daraus entfernte, was dem Andenken der Königin ſchaden konnte.

Zweifel konnte dieſe Lektion Ludwig XVI. ſehr theuer zu ſtehn kommen, was auch wirklich der Fall war; hätte er ſich aber dann aufrichtig der Conſtitution angeſchloſſen, ſo würde das Vertrauen des Volks zwar langſam, aber doch gewiß zurückgekehrt ſein. In Frankreich verzeiht man früher, oder ſpäter denen, die man geliebt.

Lafayette's Feinde haben dagegen verſichert, er habe, als Republikaner, den König entfliehn laſſen, um der Monarchie durch die Anarchiſten einen letzten Streich verſetzen zu laſſen. Indeß widerlegen die folgenden Ereigniſſe hinlänglich dieſe Meinung.

Sei dem indeſſen wie ihm wolle, er ließ die Flucht geſchehn. Den 20. Juni, Nachts um 11 Uhr, waren faſt alle Lichter an den beiden langen Façaden der Tuilerien erloſchen. Die tiefſte Ruhe ſchien im Innern zu herrſchen, und die Poſten der Nationalgarde waren vollkommen ſorglos.

Gleichwohl arbeitete man, hauptſächlich bei der Königin, eifrig an den Vorbereitungen zur Reiſe. Marie Antoinette, in dieſen letzten Augenblicken klüger, als ſeit vierzehn Tagen, kleidete mit Hülfe der Prinzeſſin Eliſabeth ihre Kinder ſelbſt an, und Beide zeigten ſich dabei gleich unerfahren. Man hatte vielleicht aus gerechtem Mißtrauen mehre andere Damen der Königin nicht benachrichtigt und ſelbſt die Gouvernante der königlichen Kinder nicht unterrichtet, jedoch weniger aus Beſorgniß, als um die Verlegenheit wegen

der Forderungen der Etiquette zu umgehen. Die Gouvernante erfuhr aber doch, was vorging, und kam ganz in Thränen, um die Verrichtungen ihrer Stelle zu reklamiren, welche Albernheit die ohnedies schon verspätete Abreise noch um eine Stunde verzögerte. Endlich verließ der König, wie gewöhnlich auf Reisen gekleidet, die Tuilerien, und begab sich nach der Ecke der Straße St. Nicaise, wo ihn eine Kutsche erwartete, welche Alle zu dem außerhalb der Barrière Saint-Martin harrenden Reisewagen bringen sollte. Dem Könige folgte seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth, mit den königlichen Kindern, während einer der drei Gardes du corps die Königin bis an die Straße du Bac führte.

Dieser Militär war aber mit der Oertlichkeit von Paris nicht vertrauter, als Marie Antoinette, verirrte sich, und eilte dann, seinen Irrthum gewahrend, mit der Königin schnell nach dem bestimmten Orte. Auf dem Carrouselplatz begegneten sie Lafayette, der mit 15 bis 20 Offizieren ein Haus verließ. Die Königin kam so nahe an ihm vorbei, daß sein Ellbogen leise den ihrigen berührte; allein weder Lafayette, noch seine Begleiter bemerkten die Monarchin, welche Gott zuschrieb, was sie nur der gütigen, oder gläubigen Politik des Kommandanten der Nationalgarde verdankte.

Die Königin war sehr aufgeregt, was ihr Führer an dem lebhaften Druck seines Arms bemerkte.

Dieser Garde du corps äußerte darüber später, jener Druck, die unwillkührliche Wirkung des Schrecks, habe sich, von seiner jugendlichen Einbildungskraft umgedeutet, gleich einem elektrischen Feuer über seinen ganzen Körper verbreitet.

Endlich erreichte Marie Antoinette, mit Schweiß bedeckt, die Straße St. Nicaise, und bestieg, gegen 1 Uhr Morgens, den Wagen auf den Arm des Grafen Fersen gestützt, der bei dieser Gelegenheit Ludwig XVI., vielleicht aber insbesondere der Königin seine ergebenen Dienste widmete, welche sie seit lange gern von diesem schwedischen Grafen angenommen hatte. Wenn sein Arm in diesem Augenblicke gedrückt wurde, so konnte er sich mit mehr Recht den Verirrungen seiner Einbildungskraft überlassen, als jener Garde du corps.

Auf Verlangen, oder freiwillig hatte Graf Fersen es über sich genommen, als Kutscher verkleidet, die königliche Familie dahin zu fahren, wo die Reisewagen auf sie warteten; allein er war in Paris nicht besser bekannt, als jener Garde du corps, der sich mit der Königin verirrte. Um an's Ende der La Villette zu kommen, fuhr er die Straße Clichy hinab, durch die nach Batignolles führende Barrière, und konnte nur nach einem langen Umwege querfeldein an den bestimmten Ort kommen. Dennoch ließ Marie Antoinette dem edlen Phaeton reichlich ihren Dank zukommen. Der bewegte Ton, mit dem sie dies that,

erinnerte, wie man ſagte, an glücklichere Zeiten, wo der Graf einer der privilegirten Gäſte von klein Trianon war.

Die Unklugheit, welche bei allen Vorbereitungen dieſer übel combinirten Flucht gewaltet, zeigte ſich hier von Neuem. Der Reiſewagen, der Ludwig und ſeine Familie aufnehmen ſollte, war ganz darauf eingerichtet, vornehmen Perſonen ihre volle Bequemlichkeit auf Reiſen zu gewähren, und demnach von ungewöhnlicher Form und ungemeßner Größe. Es ſchien unmöglich, daß dieſe rollende Citadelle, der ein zweiter Wagen mit den Frauen der Königin folgte, nicht unterwegs Aufmerkſamkeit erregte.

Ihre Majeſtäten ſtiegen mit der Prinzeſſin Eliſabeth und den königlichen Kindern in dieſe ſchwerfällige Maſchine. Graf Ferſen nahm gerührt Abſchied von den königlichen Reiſenden, und ſchwur, er werde jetzt emigriren, um ihnen zu dienen. Die Königin ſoll lebhaft wiederholt haben: Ach ja, jetzt. — — Hierauf verlor ſich der Graf in der Dunkelheit, und kehrte nach Paris zurück, was er Tags darauf wirklich verließ.

Die kleine königliche Karavane beſtand aus einem der drei Gardes du corps, der ſeine gelbe Weſte trug, und als Courrier diente, zwei Wagen mit 9 Perſonen und 11 Pferden im Ganzen. Viel zu viel, um incognito mit Poſtpferden zu reiſen. Bemerkt muß werden, daß damals in den kleinſten Städten National-

garden errichtet und auf der Hut waren, und daß die Behörden eben so thätig, als argwöhnisch sich bezeigten.

Man kann es wirklich befremdend finden, daß Ludwig XVI., dessen sehr ähnliches Portrait jeder in der Tasche hatte, 60 Stunden zurücklegen konnte, ohne angehalten zu werden, da er auf einer der größten Landstraßen Frankreichs ohne alle Vorsicht reiste, öfters zum Wagen heraus sah, abstieg, und täglich zwei- bis dreimal halten ließ, um zu speisen, kurz so reiste, als wenn er sich nach einem Lustschlosse begäbe.

Es ist schon erwähnt worden, warum der König die von de Bouillé gesandten Escorten nicht treffen konnte. Jetzt brachte der Staatsbote Léonard, früher Friseur und galanter Merkur bei Hofe, dem Marquis den Marschallsstab von Frankreich, um mit der berühmten Hand, die bisher nur Frisuren aufgethürmt, ein militärisches Verdienst zu krönen. Ich weiß nicht, ob dieser auserwählte Perruquier wirklich beim General eintraf; allein, wie ich glaube, führte er nie den Titel eines Marschalls. Ohne Zweifel ließ er sich Gerechtigkeit widerfahren. Die Ereignisse zu Varennes, zu denen ich jetzt komme, sind ein beredter Beweis der Unerfahrenheit dieses Offiziers.

Die Reisenden kamen am 21. Juni, Nachts nach 11 Uhr, zu Varennes an, wo sich frische Pferde befinden sollten, die aber nicht da waren. Die von Bouillé angekündigten Truppen erschienen auch nicht.

Maldent und Valory stiegen ab, und fragten unkluger Weise von Haus zu Haus nach den erwarteten Pferden, ja die Königin nahm selbst an diesen Nachforschungen Theil. Des fruchtlosen Fragens müde, bewog man mit Mühe die Postillons zum Weiterfahren. Im Begriff die Stadt zu verlassen, um über die Maasbrücke zu fahren, wurde aber der Wagen des Königs von acht entschloßnen Männern aufgehalten. Drouet, Postmeister zu St. Ménéhould, hatte Ludwig XVI. erkannt und ihm seinen Sohn, den später unter dem Namen eines Grafen von Erlon berühmten General, mit sieben andern Bürgern nachgesandt.

Ich habe zu erwähnen vergessen, daß Ludwig XVI. und die Königin sich einen Paß von der Pariser Kommun verschafft hatten und unter falschen Namen reisten. Sie wurden indeß erkannt, und man lud sie jetzt ein, ohne ihnen jedoch merken zu lassen, daß ihr Geheimniß entdeckt sei, sich zu einem gewissen Saulse, dem Prokurator der Kommun, zu begeben. Die Königin und die Prinzessin Elisabeth nahmen den Arm dieses Beamten an; Ludwig XVI. führte seine Kinder. Die Magistratsperson, zu der man ging, handelte mit Lichtern, und die königliche Familie mußte durch den Laden dieses Herrn wandern, und gelangte dann mittelst einer schmalen Treppe in ein oberes Zimmer. Der Monarch verlangte hier zu trinken, worauf man ihm eine Flasche Burgunder, Brod und Käse brachte.

Der König aß, trank und ſchwur, daß es ihm nie beſſer gemundet habe. Dieſer Zug, verräth er etwa den unwandelbaren Gleichmuth einer großen Seele? O nein, er war nur die Folge gewöhnlicher Gleichgültigkeit und Unerfahrenheit, indem der unglückliche Fürſt glaubte, daß ſein Benehmen nicht tadelnswerth ſei.

Endlich vermuthend, daß der Augenblick einer genauern Unterſuchung nahe, fragte der König nach dem Maire. Der Prokurator erwiderte, dieſer befinde ſich jetzt, als Mitglied der konſtituirenden Verſammlung, in Paris. — Die Nennung dieſer Verſammlung verurſachte dem Könige einige Unruhe.

„Haben Sie hier einen Klub?“ fragte er dann, wie in Folge plötzlicher Eingebung.

„Nein, mein Herr,“ gab Saulſe zur Antwort, der das Inkognito des Königs noch reſpektirte.

„Um ſo beſſer!“ rief lebhaft der Monarch. „Dieſe unglücklichen Geſellſchaften haben Frankreich zu Grunde gerichtet.“

Unterdeſſen ließ ſich ein Geräuſch von Pferden, Waffen und Stimmen auf der Straße hören. Der König ſchien ſehr aufmerkſam darauf zu ſein, während die Königin verſchleiert im Hintergrunde des Zimmers ſaß und nur einige unzuſammenhängende Worte ſprach, um ihre Aengſtlichkeit zu verbergen.

Das Geſicht des Prokurators verrieth aber auch Unruhe und Verlegenheit, und Ludwig, der es bemerkte, begann:

„Unter Ihren Fenstern geht etwas vor, was Sie beunruhigt. Sagen Sie, daß ich nur ein gewöhnlicher Reisender bin, ein ganz gewöhnlicher.“

„Ja — — ich will das sagen,“ entgegnete Saulse und wollte gehen.

„Hauptsächlich kommen Sie schnell zurück,“ fügte der König hinzu. „Ich brauche Sie, Ihre Unterhaltung gefällt mir.“

„Ew. Ma... mein Herr, Sie sind sehr gütig.“

„Es geht hier über eine Brücke?“ nahm Ludwig XVI. ausweichend das Wort.

„Ja, aber sie ist mit Karren und Geräthschaften verrammelt.“

„So werde ich die Furt passiren.“

„Das ist noch weniger möglich; sehen Sie, wir fürchten uns vor den Oestreichern, und ich habe daher die Furt mit spitzen Pfählen, Gruben u. s. w. völlig ungangbar machen lassen.“

„Nun so lassen Sie die Brücke räumen.“

„Ich will Befehl dazu geben.“

Getäuscht oder nicht, kurz, der König ließ den Prokurator gehen, der in einem benachbarten Hause an die Municipalität von Clermont schrieb: „Schnell kommt mit Mannschaft und Kanonen; schicken Sie die Nationalgarde; der König ist hier mit seiner Familie. — — Schnell! schnell!“

Als Saulse zurückgekehrt war, vermuthete Ludwig mit Bestimmtheit, daß er erkannt sei, warf sich in die Arme des Prokurators und rief:

„Ja, ich bin Dein König. Den Dolchen und Bayonnetten der Hauptstadt entflohen, komme ich, um in der Provinz die Freiheit meiner treuen Unterthanen zu theilen. Ich kann nicht länger in Paris bleiben, ohne dort mit meiner Familie umzukommen.“

Der arme Monarch, in diesem Augenblicke mitleidswerth, umarmte leidenschaftlich Jeden, der sich in seiner Nähe befand. Er war nicht mehr Souverän, sondern ein um Gnade Bittender, die er auf den Knieen zu erflehen im Begriff war, wenn er sie nicht anders erhalten konnte. — — Alle Anwesenden wurden bis zu Thränen gerührt, und Ludwig begann wieder in einem erschütternden Tone zu Saulse:

„Ja, mein Freund, ich bin Dein König; Dein König ist es, dem Du Alles, vielleicht sogar das Leben retten kannst. Willst Du ihn verrathen und seinen grausamen Feinden überliefern? Rette meine Gattin, meine Kinder — — begleite mich, schütze mich; ich verspreche Dir und den Deinen unermeßliche Glücksgüter. Deine Stadt soll über alle Städte des Reichs erhoben werden.“

Die Königin bat ihrerseits mit der Demuth, welche die stolzesten Personen bei dringenden Gefahren anzunehmen wissen, nahm den Dauphin auf den Arm und beugte ein Knie vor einem Krämer, um ihn bei

Allem, was ihr heilig war, zu beschwören, sie und den Dauphin zu retten.

„Nein, Sire, nein, Madame," erwiderte Saulse gerührt, „was Sie von mir verlangen, ist unmöglich. Wollte ich auch mein Leben für Sie opfern, so hätte ich doch noch meine Ehre zu retten. Verfügen Sie über mein Leben, es gehört Ihnen; allein hoffen Sie nichts von mir zu erhalten, was meinen Pflichten zuwider ist..... Ich habe der Nation, den Gesetzen und Ihnen Treue geschworen, und würde alle Drei verrathen, wenn ich Ihrem Verlangen nachgäbe."

„So rathen Sie mir, meine Freunde," rief Ludwig, „was ich thun soll."

„Einen gewaltsamen Entschluß ergreifen," rief Herr von Damas, der eben, von Bouillé gesandt, in's Zimmer trat. — „Sire, setzen Sie Ihre Reise nach Montmédy fort; — jetzt haben wir noch den Vortheil der Stärke auf unserer Seite, in einigen Minuten wird es zu spät sein."

Der König antwortete nichts. — — Während dieser Augenblicke schien ein Offizier, Namens Goguelat, der eine in der Straße aufgestellte Abtheilung Husaren kommandirte, zwei von Clermont mit Postpferden hergesandte Kanonen umringen zu wollen, worauf ein Offizier der Nationalgarde, ein erfahrner und entschlossener Mann, diese Stücke schnell wegführen und beide Straßenecken damit besetzen ließ. Dies brachte die

Reiter zwiſchen zwei Feuer. Ein anderes Detachement war vor dem alten Palaſte geblieben; Goguelat ſuchte dies an ſich zu ziehen: allein der Offizier der Nationalgarde widerſetzte ſich. Wüthend ſprengte der Anführer der Huſaren auf den Mann ein, der alle ſeine Abſichten vereitelte, und erhob ſchon den Arm, um ihm einen Säbelhieb zu verſetzen; allein dieſer Arm wurde von einem Piſtolenſchuß zerſchmettert, den der Nationalgardiſt zu ſeiner Vertheidigung abgefeuert.

Statt ihren Chef zu rächen, riefen nun die Huſaren: „Es lebe die Nation!“ und die Miliz antwortete: „Es lebe Lauzun!“ Die Huſaren baten den Offizier der Nationalgarde, ſie zu kommandiren; man machte Brüderſchaft und Bouillé's Truppen waren gewonnen; es gab hier nur noch Patrioten.

So ſtanden die Sachen, als man Herrn Rommeuf, Lafayette's Adjutanten, in's Zimmer führte.

„Ah! Lafayette läßt mich nun verhaften, um ſeine Republik errichten zu können,“ rief der König, als er den Adjutanten erkannte.

„Nein, Sire, nicht Lafayette läßt Sie verhaften,“ antwortete der Offizier halb lächelnd, „ſondern die Nationalverſammlung. Hier iſt ihr Dekret,“ und Rommeuf übergab es Ludwig, der das Papier in der Hand zerknitterte.

Eine der Frauen der Königin hoffte jetzt noch durch eine kleine Komödie einigen Aufſchub zu erhalten, und Bouillé, den man noch immer erwartete,

Zeit zur Ankunft mit imponirenden Streitkräften zu geben. Demnach warf sie sich auf ein Bett und heuchelte, nicht ohne Nachtheil der Keuschheit bei dem heftigen Umsinken, sehr geschickt einen Anfall von Kolik. Als die Königin sich dieser Dame näherte, drückte ihr diese verstohlen die Hand, um ihr den wahren Grund der Krankheit begreiflich zu machen. — — Marie Antoinette erklärte sofort, sie könne eine ihr ergebene Person, der sie Dank schuldig sei, nicht in einem so mißlichen Zustande verlassen.

Madame Campans schrieb später: „Ohne Zweifel errieth man diese unschuldige List und bewilligte nicht den geringsten Aufschub.“ — Eine unschuldige List, die zum Zwecke hatte, Bouillé's Truppen Zeit zur Ankunft zu lassen, und unfehlbar ein blutiges Gefecht zwischen den Einwohnern von Varennes und den Fremden, die der General herbeiführte, zur Folge gehabt hätte. Sein Korps bestand nämlich hauptsächlich aus jenem Regiment royal-allemand, das schon in den Straßen von Paris erprobt war.

Während Ludwig XVI. unter guter Eskorte nach der Hauptstadt zurückgebracht wurde, wollen wir sehen, was sich seit seiner Entfernung dort zugetragen.

Einige Stunden nach der Abreise des Monarchen waren alle Merkmale und Zeichen des Königthums daselbst verschwunden. Eine für die Monarchie schreckbare Thatsache, die bewies, daß sie schon nicht mehr

die Achtung des Volks besaß, die elf Zwölftel seiner Wirklichkeit ausmacht.

Uebrigens vermißte man zu Paris kein Element des öffentlichen Wohles. Die Bürger schienen im Allgemeinen ruhig und heiter; der Arbeiter sang bei seinem Geschäft, der Stutzer trillerte den Refrain der letzten Oper, die Frauen waren so gefallsüchtig und so reizend beim Stelldichein wie sonst, der Agioteur bemerkte nicht den geringsten übeln Einfluß auf seinen Perron-Verkehr *), und die Beamten der Ministerien waren so regelmäßig thätig, wie zuvor.

Indeß sprach man doch hier und da auf den öffentlichen Spaziergängen besorgt über die Flucht Ludwigs XVI., vorzüglich in dem Theile der Tuilerien, der die kleine Provence hieß, dem Hauptquartiere der Renteninhaber. Natürlich mußten diese einen politischen Sturm mehr fürchten, als der alte Finanzmann Grimod de la Reynière die Gewitter, denn sie hatten beim ersten schon zwei Drittel ihrer Habe verloren.

Es war den 21. des Morgens, als sich ein Mann in einem schlechten Ueberrocke, der sich aber

*) Der Name einer kleinen Treppe, die von der Straße Vivienne zum Palais-Royal führt und damals ein Versammlungsort der Agioteurs war, die viel Betrug trieben, daher man jene Treppe auch den schwarzen Wald hieß. Denselben Namen führte auch eine etwas dunkle Gallerie der französischen Komödie, wo diese Gauner auch zusammenkamen.

mit Leichtigkeit ausdrückte, zu einer der plaudernden Gruppen gesellte. „Meine Herren," begann er, „hören Sie eine kleine Geschichte. Ein gutmüthiger Neapolitaner hörte eines Tags, der Papst sei gestorben. Himmel! ein Papst und sterblich! — Diese Nachricht betrübte ihn tief. In dem Augenblicke hörte er aber noch, auch der König von Neapel sei verblichen, und grenzenlos war nun sein Schmerz. Er ging nach Hause, die beiden Personen zu betrauern, da erfuhr er, auch der Erzbischof von Palermo sei todt, was ihn vollends außer sich brachte. — Ohne Zweifel, so glaubte er, ist der jüngste Tag im Anzuge."

„Am nächsten Morgen vernahm er mit Erstaunen ein dumpfes Geräusch, und auf die Frage, was dessen Ursache sei, hörte er, sein Nachbar, der Pasteten-bäcker, mache Makaroni. Der Papst, der König und der Erzbischof sind gestorben und man macht noch Makaroni!!! Also waren diese drei Männer nicht unentbehrlich in der Ordnung der Dinge. — Sofort wußte er, was er zu thun hatte, ohne eben ein großer Philosoph zu sein. — — Also, liebe Mitbürger, machen Sie Makaroni."

Mit diesen Worten glitt der Mann aus dem Kreise seiner Zuhörer, immer wiederholend: „Machen Sie Makaroni."

Ein häufiger Besucher der kleinen Provence und der sogenannte Schöngeist derselben wollte den Erzähler fragen, wie viel er vom Herzoge von Orleans

für seine Erzählung bekommen habe; allein er war schon fern und rief immer von Neuem den Renteninhabern zu: „Machen Sie Makaroni.“

Man hatte Ludwig XVI. die Deputirten Péthion, Latour-Maubourg und Barnave entgegengesandt, und auf Thouret's Vorschlag dekretirte die Nationalversammlung, daß der König gleich nach seiner Ankunft eine Wache erhalten solle, die unter dem Generalkommandanten von Paris stehe und für die Sicherheit des Monarchen wie für dessen Person verantwortlich sein solle. Die Königin und der Dauphin sollten besondere Wachen erhalten, und Letzterer auch einen von der Nationalversammlung ernannten Gouverneur. „Alle, welche die königliche Familie begleitet haben,“ hieß es weiter, „sind zu verhaften und zu verhören. Der König und die Königin werden ihre Erklärungen abgeben, worauf die Nationalversammlung die nöthigen Beschlüsse fassen wird. Der Justizminister hat die Dekrete der konstituirenden Versammlung fortwährend mit dem Staatssiegel zu versehen, ohne daß dazu die königliche Sanktion nöthig ist. Die Minister und die beim Schatzamte Angestellten fahren unter ihrer Verantwortlichkeit fort, die Funktionen der exekutiven Gewalt auszuüben.“

Durch dies Dekret wurde die legislative Gewalt zur exekutiven, weil sie den Ministern Befehle gab und ihre Dekrete ohne die königliche Sanktion aus-

führen ließ. Ludwig XVI. war damit entthront, und die Republik bestand der That nach.

Die Kommissäre der Nationalversammlung trafen die königliche Familie zu Epernay und wurden vom Könige mit Ruhe, von Marien Antoinetten zornig empfangen. Latour-Maubourg, der dem Hofe einige Wohlthaten verdankte, befand sich in einer übeln Lage, die Ludwig XVI. aber nicht mißbrauchte. „Herr von Latour-Maubourg," begann er, „Ihre Ansichten sind nicht die meinen; allein ich hegte stets die größte Achtung für Sie." — Die Königin war weit entfernt, diese Mäßigung nachzuahmen, sondern warf ihrem ehemaligen Schützlinge rücksichtslos die ertheilten Wohlthaten vor.

„Sie sind nur ein Parteimann," rief sie und warf dem Nationalkommissär zornige Blicke zu; „gehen Sie mir aus den Augen!"

Barnave, den seine gewöhnliche Kühnheit vor Marien Antoinetten durch einen Einfluß, den er sich nicht erklären konnte, im Stiche ließ, vermochte nicht, ihr das Dekret der Nationalversammlung vorzulesen, was ihn und seine Kollegen ermächtigte, die königliche Familie nach Paris zurückzuführen, und legte es daher auf das Bett des Dauphin. Sobald es die Königin bemerkte, warf sie es mit Verachtung herab, versichernd, sie wolle nicht, daß das Bett ihres Sohnes damit besudelt würde.

„Madame, die Verachtung kommt nur denen zu," sprach kalt der junge Redner, „die ihre Macht ungestraft ausüben können, und ist ein trauriges Hülfsmittel, wenn man der Nachsicht derer bedarf, gegen die man sie in Anwendung brachte."

„Bin ich nicht mehr Königin von Frankreich," erwiederte Marie Antoinette mit einem schlecht begründeten Stolz.

„Sie sind Königin der Franzosen," entgegnete Barnave, „und ich repräsentire hier die Versammlung, welche Sie und Ihren Gatten regiert. Ich wünsche sehr, es Ihnen nicht weiter wiederholen zu dürfen" — — — Dann fügte Barnave, diesen Ideenkreis verlassend, hinzu, indem er sich verbeugte: „Madame, ich bin Ihr ergebenster Diener."

Ein leichtes Lächeln der Zufriedenheit milderte einen Augenblick den Ausdruck des Gesichts der Königin.

Die Kommissäre durften Ludwig und seine Familie nicht aus den Augen verlieren. Barnave und Pethion nahmen daher im Wagen des Königs selbst Platz, Latour-Maubourg aber, den die Königin so übel behandelt, stieg aus diesem Grunde nur in den der ihr folgenden Frauen. Hier verschwand angeblich der Deputirte ganz; nur ein junger, galanter Edelmann blieb übrig, und die Damen benahmen sich, wie sonst, gemäß den Sitten von Versailles.

Die vorhin erwähnte Antwort, welche Barnave der Königin ertheilte, hatte auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Sie sah nämlich, daß ihr Stolz leicht von dem Manne von Genie zurückgewiesen werden könne, gegen den sie so unglücklichen Gebrauch davon gemacht, und vielleicht schon darauf bedacht, Barnave für ihre Sache zu gewinnen, weil sie den jungen Tribunen von dem Zauber befangen sah, der Mirabeau fesselte, nahm die Schülerin von Maria Theresia gegen diesen Deputirten einen leutseligen und selbst anmuthigen Ton an, und vergaß sich nicht wieder.

Barnave zeigte sich dafür gegen die Königin und die Prinzessin Elisabeth sehr aufmerksam, fast galant, und seine Sorgfalt für die königlichen Kinder erstreckte sich bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Der König war beständig Gegenstand seiner Ehrerbietung. — — Derselbe Tribun, dessen stets siegreiche Worte die Willkühr überall zu Boden warfen, wurde wieder Kind, um den Dauphin zu vergnügen, den er auf den Schooß nahm, und mit Scherzen zu ergötzen suchte, wobei er jedoch Anspielungen auf die Zeitereignisse sorgfältig vermied. Demungeachtet kam die Revolution einmal in's Spiel. Der Dauphin unterhielt sich nämlich mit den blanken Knöpfen des Deputirten, in denen sein niedliches Köpfchen sich wiederspiegelte; plötzlich bemerkte er eine um dieselben gravirte Devise, und nachdem er leise die vier Worte, aus denen sie bestand, zusammen buchstabirt, las er laut: „Frei leben, oder

ſterben.“ Erfreut, die Inſchrift entziffert zu haben, ſprang er dem Deputirten auf den Schooß, und rief freudig aus:

„Sieh' Mama, frei leben, oder ſterben! — kann ich nicht ſchön leſen? — Nun die andern Knöpfe.“

Der Dauphin begann ſeine Lektüre von Neuem, und fand überall dieſelbe Inſchrift.

„Immer wieder frei leben, oder ſterben,“ begann er; „das muß alſo wohl ſehr ſchön ſein?“

Die Königin ſchwieg, ihren Buſen hob aber ein Seufzer, und Barnave, gerührt, fühlte eine Thräne ſeinen Augen entgleiten.

Anders benahm ſich Péthion im Wagen des Königs. Er gefiel ſich, mit Ludwig politiſche Geſpräche zu führen, wobei er den Monarchen auf's Bitterſte tadelte. Ja er ſprach ſogar ſchon von der unfehlbaren Errichtung einer Republik, die er ſehnlichſt wünſche.

Voll ſeines ſchroffen Republikanismus, benahm Péthion ſich ſo, wie es etwa in einem öffentlichen Wagen erlaubt iſt. Im Wagen des Königs befand ſich z. B. ein Gefäß mit Waſſer, und ein Glas neben der Prinzeſſin Eliſabeth und von ihr verlangte Péthion mehrmals, daß ſie ihm das Glas mit Waſſer gefüllt, darreiche, ohne auch nur die unter ſeines Gleichen üblichen Formen der Höflichkeit zu beobachten, und die Prinzeſſin willfahrete dennoch jedesmal mit ihrer engliſchen Sanftmuth.

Oefters erlaubte ſich Péthion auch im Wagen zu

essen, und dann warf er die Ueberbleibsel seiner Mahlzeit, dicht beim Gesicht des Königs vorbei, zum Fenster hinaus. Sein Kollege vermied dagegen Alles, was an solche Gemeinheit streifte und gegen ihn äußerte sogar die Königin einmal:

„Sie nehmen also gar nichts zu sich, Herr Barnave?"

„Ich danke, Madame, für Ihre Aufmerksamkeit," gab er zur Antwort; „allein bei einer so feierlichen Gelegenheit dürfen die Deputirten der Nationalversammlung Ew. Majestäten nur mit ihrer Sendung, nicht mit ihren Bedürfnissen beschäftigen."

Erzürnt über dies unhöfliche Benehmen Péthion's, machte ihm Barnave, während die Pferde gewechselt wurden, deshalb lebhafte Vorwürfe.

„Sie spielen hier," begann er, „eine Rolle, die Ihnen Mühe machen muß, da sie Ihren sonstigen Sitten und Ihrer bekannten Gefälligkeit ganz zuwider läuft."

„Ich gestehe, theurer Kollege, daß dieß der Fall ist; allein es geschieht nur, um diese stolzen Majestäten etwas zu sich selbst zu bringen. Es ist ein bitteres Mittel, das ihnen vielleicht nützt, eine Art China, gut, die Fieber des Stolzes zu heilen."

„Gewöhnen wir der Könige Stolz,
Freistaaten gleich den Monarchien zu achten."

„Kollege, wenn wir eine Republik haben, bedürfen wir keines Monarchen mehr."

„So habe ich mich wenigstens etwas an der königlichen Eitelkeit gerächt. — — Sie dagegen, bester Barnave, befinden sich unter dem Einflusse einer andern Alleine. Hüten Sie sich; die rasende Verehrung dieser Frau brachte Mirabeau um seine Popularität, und hob die Ihrige; denn ohne die verführerischen Künste der Königin würden Sie ihm vergebens den Sieg streitig gemacht haben. Entfliehen Sie dem Zauber, da es noch Zeit ist. — — Denn kämen Sie auf die Liste der Lauzun, Dillon, Fersen und Coigny, so wär das ein trauriger Triumph; denn Sie müßten ihn durch den Abfall des Tribunen erkaufen. Sie haben ja das schreckliche Wort „Verrath" gehört, das man Mirabeau in die Ohren donnerte — — bedenken Sie das, Barnave; es war eine harte Züchtigung."

Der junge Deputirte antwortete nichts hierauf, sondern fuhr mehrmals mit der Hand über die Stirn. — Barnave war in der That für die Königin eingenommen; eine romantische, unsinnige Leidenschaft, würdig der tausend und einen Nacht, die ihn auf's Schaffot bringen sollte.

Noch ehe die Deputirten den flüchtigen König eingeholt, stürzte sich plötzlich ein Landedelmann auf den Fußtritt des königlichen Wagens, um dem Monarchen à la Don Quixote seine Ergebenheit zu beweisen, was sehr lobenswerth sein konnte; allein er glaubte sich verbunden, seine Aeußerungen mit Inju-

rien gegen die Nationalversammlung zu begleiten. Sofort bemächtigten sich die den König eskortirende Nationalgarden des Unsinnigen und ließen ihm nur zu strenge Gerechtigkeit widerfahren; er ward auf der Stelle gemordet. Zwischen Châlons und Meaux hätte sich bald dieselbe Szene erneuert und dabei gab Barnave zugleich einen Beweis, wie weit seine leidenschaftliche Aufregung gehe. Ein alter Priester wollte nämlich, vielleicht aus Fanatismus, die Palme des Märtyrerthums vor den Augen seines Königs erwerben. Die Eskorte ergriff auch ihn, wie jenen Edelmann, als Barnave, auf eine Aeußerung des Schreckens von Seiten der Königin, aus dem Wagen sprang, den Geistlichen den Händen der Wüthenden entriß, die ihn erwürgen wollten, und in ein Haus führte, das sich sofort hinter ihnen schloß.

Die Bürgersoldaten murrten Anfangs, und schrieen dann laut über den unbekannten Aristokraten, der sich ganz zur ungelegenen Zeit zum Vertheidiger einer Plattmütze und eines Vaterlandsverräthers gemacht.

„Dieser Aristokrat, dieser Unbekannte," antwortete der Befreier mit Festigkeit, „heißt Barnave. Ihr werdet ihn wohl nicht zum ersten Male nennen hören und könnt also wissen, ob er ein Patriot und Freund der Freiheit ist. Allein er will keine grausame Freiheit und verabscheut eine blutige. — — Irregeführte Bürger, Ihr verabscheut die Intoleranz und den Fanatismus der Priester und benehmt Euch into-

leranter und gesetzwidriger, als diese Priester selbst? — — Dient dem Vaterlande, vertheidigt Eure Rechte, aber befleckt nicht mit Blut die Revolution, welche uns so eben frei gemacht."

Die Meuterer, entwaffnet von dieser bewegten Stimme und dieser zu triumphiren gewohnten Beredsamkeit, kehrten ruhig an ihren Platz zurück und riefen: „Es lebe Barnave!" während der Deputirte seinen Platz zwischen dem Könige und der Königin wieder einnahm.

„Ich möchte von ganzem Herzen in den Ruf einstimmen," äußerte Marie Antoinette mit Wärme und indem sie ihre Hand auf Barnave's Arm legte. —

„Das war schön, sehr schön, mein Herr," fügte Ludwig hinzu.

„Ich werde für Sie beten," äußerte die Prinzessin Elisabeth, ihre schönen Augen gen Himmel erhebend.

„Ich bin schon zu sehr belohnt," erwiderte Barnave, auf die Königin einen Blick richtend, der für alle Welt unerklärlich war, den aber diese Prinzessin ohne Zweifel verstand.

Natürlich kann ich nicht bestimmt sagen, was Marie Antoinette in diesem Augenblick dachte; allein ungefähr mochte es wohl sein: „Dieser Mann ließe sein Leben für mich," — — und der Gedanke war prophetisch.

Nach viertägiger Reise (am 25. Juni, Abends um 7) traf der König in Paris ein, von einer unzähligen Volksmenge umringt. Zuerst bemerkte man die drei Gardes du corps auf dem Kutscherſitz des königlichen Wagens, welche aber keineswegs gefeſſelt waren, wie mehrere Memoirenſchreiber erzählt haben. Das Volk, erbittert über ihre Theilnahme an der Flucht des Königs, überhäufte ſie mit Schmähungen; allein die Behauptung, als habe man ſie zu morden verſucht, iſt falſch.

Nach dieſer erſten Aufwallung, wozu die Gardes du corps Veranlaſſung gegeben, wurde das Benehmen des Volks gleichgültig und ſtill; kein Geſchrei ließ ſich mehr hören, keine Regung von Zorn, Mitleid oder Ehrfurcht wurde ſichtbar; Niemand entblößte das Haupt.

Indem Ludwig, umringt von den Volkshaufen, langſam durch die Stadt fuhr, konnte er bemerken, daß über den Eingängen aller öffentlichen Amtslokale das Wort „königlich" durch „national" erſetzt war. In den Herzen war die Monarchie ſchon todt; der Mann, welcher die Geſchichte von den Makaroni erzählte, hatte Recht; denn am 21. ſagte man zu einander: „Wir haben die Nacht ohne König zugebracht; war unſer Schlaf deshalb weniger ruhig?"

Uebrigens hatte man überall die Proklamation geleſen, welche der König bei ſeiner Abreiſe erlaſſen hatte, und Jeder konnte ſie mit den Schwüren und

konstitutionellen Versprechungen des Monarchen vergleichen, der noch am Tage vor seiner Flucht verlangte, daß ein Stein der Bastille auf dem Tische des Konseils einen Platz erhalten sollte. Er gestand, daß er gegen alle von ihm sanktionirte Dekrete in's Geheim protestirt habe, und erklärte alle, ja selbst die legislativen Anordnungen, die er sich beeilte, anzunehmen, und oft sogar verlangt hatte, für Attentate auf die Rechte seiner Krone. — Ludwig hatte vergessen, daß er am 4. Februar 1790 und den 18. April 1791 sich unaufgefordert in die Nationalversammlung begeben und ganz freiwillig seine Anhänglichkeit an die Konstitution und die Reformen der Revolution betheuert hatte. Dasselbe war in Rundschreiben an die fremden Mächte geschehen, in denen auch die Unternehmungen der Emigranten officiell getadelt wurden.

Man kann denken, wie die Nation die schnelle Verleugnung aller der vom Monarchen für die neue Ordnung der Dinge gegebenen Pfänder aufnahm. Jedermann fühlte nach Lesung der befremdenden Erklärung des Königs die ihm angeborene Verehrung für die Enkel des heiligen Ludwig verschwinden.

Uebrigens sah man aus dieser Erklärung, daß Ludwig XVI. nicht die geringste der Prärogativen seiner Vorgänger aufgegeben und daß eine absolute Herrschaft sein einziger Wunsch, sein einziges Bestreben sei.

Unmittelbar hinter der Kutsche, worin der Deputirte Latour-Maubourg zwischen 4 bis 5 Damen verschwand, kam ein offener, mit Lorbeerzweigen umwundener Wagen, worin sich die Herren Guillaume und Drouet befanden, welche die Verhaftung des Königs veranlaßt hatten. Beide trugen übermäßig große Kronen von Eichenlaub und lächelten der Menge zu, welche bei ihrem Vorüberfahren in die Hände klatschte. — So etwa begab sich Scipio Afrikanus mit seinen Gefangenen nach dem Kapitol. Ich glaube, man sah seit Necker's Rückkehr (1789) keine lächerlichere Ovation. —

Der Wagen des Königs fuhr durch den Garten der Tuilerien und hielt am Ende der Terrasse, welche das Schloß begrenzt, wo eine Deputation der Nationalversammlung die königliche Familie empfing. Der König nahm die Begleitung der Herren Augier de la Saussaye und Galbaud an; die Königin ließ sich vom Baron Menu führen.

„Ich wollte nach Montmedy," wiederholte fünf- bis sechsmal Ludwig, indem er die Treppe hinaufstieg, „und keineswegs das Reich verlassen, wie ich Ihnen versichern kann."

„Sehen Sie einmal, Herr Baron," äußerte die Königin gegen ihren Führer, „meine Schuhe sind entzwei."

„Ihre Majestät ist zu weit gegangen," antwortete der Deputirte, der witzig zu sein glaubte.

„Du da!“ rief die Königin, als sie im Vorbeigehen in den Zimmern einen ihrer Bedienten erblickte. „Bestelle mir sogleich ein Bad.“

Ich muß jetzt ein damals fast allgemeines Gerücht mittheilen, das mir mein Vater und mein Bruder erzählten, die Tags vorher den Dienst im Schlosse hatten. Der Herzog von Orleans soll nämlich verlangt und gewährt erhalten haben, am 25. Juni Abends einem Posten der Nationalgarde in den Gemächern seines Vetters zugetheilt zu werden. Den Grund dieses Verlangens wußte man nie anzugeben, und die ganze Sache scheint mir überhaupt zweifelhaft.

In der Nacht vom 20. zum 21. Juni entfloh auch der Graf von Provence. Er verließ das Luxemburg um 2 Uhr Morgens und verfolgte ungehindert die Straße von Flandern. Seine Gattin, Frau von Balbi, seine Mätresse, und der Graf d'Avaray, sein Günstling, begleiteten ihn. Monsieur wandte sich ohne den geringsten Umweg nach Mons, eine Richtung, die den Argwohn noch bestätigte, welchen man allgemein über die Flucht des Königs in's Ausland hatte.

Der Graf von Provence, später Ludwig XVIII., hat in einer 1823 erschienenen Broschüre diese Reise selbst erzählt und dadurch den literarischen Ruf, dessen der königliche Verfasser der Charte genoß, völlig Lügen gestraft. In der nur erwähnten Schrift, die mir vorliegt, sucht der königliche Autor seine Leser zu über-

zeugen, daß er bis zu dem Augenblicke seiner nächtlichen Flucht sich geschmeichelt habe, die Ereignisse zu beherrschen oder wenigstens zu leiten. (Dies Geständniß belehrt uns durchaus in nichts.) Als er aber im Juni 1791 sah, daß der Titel eines ersten Bürgers, den er im Stadthause angenommen, ihm weder Ansehen noch Zutrauen verschaffte, so hielt Monsieur die Monarchie für verloren und traf Anstalten, Frankreich zu verlassen, ohne sich darum zu kümmern, was aus dem Könige werden würde.

„Ich hatte nur die Wahl zwischen Treulosigkeit und Märtyrerthum," sagt er in seiner Schrift; „erstere verabscheute ich, und zu dem zweiten fühlte ich keinen Beruf. Wir (Frau von Balbi und ich) fanden es also rathsam, uns zu einem Dritten zu entschließen und ein Land zu verlassen, wo es unmöglich wurde, seine Religion auszuüben." — Ueber die frommen Leute, welche, in einem zärtlichen, ehebrecherischen Erguß mit einander begriffen, noch befürchteten, ihre Religion nicht ausüben zu können!!

Monsieur macht uns hierauf mit einer seltsamen Vorsichtsmaßregel bekannt, die seiner Entfernung voranging, nämlich die, eine Hauptprobe davon zu halten. „Ich war," sagte er, „etwas unruhig über die stete Gegenwart meines Kammerdieners, der in meinem Zimmer schlief; allein ich überzeugte mich mittelst einer zwei Tage vorher angestellten Probe, daß ich weit mehr Zeit hatte, als ich brauchte, um

aufzustehen*), Licht anzuzünden und in mein Kabinet zu gehen."

Wie erwähnt, begleitete Madame den Grafen von Provence auf seiner Flucht; indeß sollte man das Gegentheil vermuthen, denn in der Reisebeschreibung Monsieurs wird sie kaum erwähnt. Dagegen ist desto öfter darin von Frau von Balbi die Rede; ihr Name findet sich überall. Am beredtesten beschreibt der Prinz das übrigens keineswegs unerwartete Zusammentreffen mit ihr zu Mons, nachdem er genöthigt gewesen, sich einige Stunden von seiner Favorite zu trennen. Seine Hoheit sagt uns bei dieser Gelegenheit, daß wegen Seltenheit der Wohnungen seine Freundin sich beeilte, ihm ihr Bett abzutreten. Demnach überließ diese Dame ihrem Geliebten an diesem Tage ganz, was sie ihm gewöhnlich nur halb zukommen zu lassen gewohnt war.

Das Zerbrechen einer Felge am Rade des mit der königlichen Hoheit schwer beladenen Wagens war ohne Zweifel der Grund, warum die Mätresse ihrem dicken Anbeter vorangeeilt war. Um den Schaden auszubessern, wandte man sich unglücklicher Weise an

*) Wirklich brauchte der Prinz eine gewisse Zeit, um aufzustehen, nicht allein aus seinem Bett, sondern auch aus seinem Lehnstuhl, so dick und unbehülflich war er. Im 22. Jahre schon mußte man ihn auf's Pferd setzen; doch, einmal im Sattel, war er ein sehr guter Reiter.

den ungeschicktesten Wagner, der, nach dem Bericht des erlauchten Reisenden, um die zerbrochene Felge auszubessern, „die Nachbarin zerschlug.“ O grausamer Wagner! unglückliche Nachbarin! — — Doch beruhige man sich, es handelt sich nur um die benachbarte Felge, welche Monsieur so zweideutig bezeichnet.

Mögen die meiner Leser, welche Ludwigs XVIII. gewiß aufrichtige Frömmigkeit sahen, sich nicht eine zu ungünstige Idee von dem Leichtsinn seiner Jugend machen. Um diesen guten Fürsten etwas zu entschuldigen, sehe ich mich genöthigt, die Keuschheit von Madame etwas verdächtig zu machen. Indeß will ich dabei mit möglichster Schonung verfahren und deshalb die Prinzessin selbst sprechen lassen.

„Denken Sie,“ sprach sie eines Tags zu Herrn von Crequi, „daß die Feindschaft der Königin gegen mich so weit geht, mich einer Intrigue mit meinem Gärtner zu beschuldigen. — Urtheilen Sie selbst, wie blind der Haß ist; der Mann ist kränklich und zählt, glaub' ich, achtzig Jahre. Dort ist er; sehen Sie nur seinen Gang.“

„Madame,“ erwiderte der Herzog mit seiner geistreichen Malice, „Ihr Standpunkt ist zu erhaben, als daß dergleichen bis zu Ihnen reichen könnten.“

„Bester Herzog,“ versetzte die dicke Madame, „dergleichen reicht, wie Sie wissen, noch höher.“

„Leider haben Sie Recht; allein dergleichen Dinge würden ihr Ziel verfehlen, wenn man sich nicht zu sehr bückte.“

„Mich des Einverständnisses mit einem achtzigjährigen Gärtner zu beschuldigen!“

„Ich werde so frei sein, einen Irrthum Ihrer königlichen Hoheit zu berichtigen,“ entgegnete Crequi offen, doch nicht ohne einiges Zögern. „Nicht jenen gichtbrüchigen Greis macht die Bosheit zum Helden ihrer Verleumdungen, sondern jenen jungen Mann von 25 Jahren, jenen schönen und kräftigen Gärtner, den ich dort Nelken begießen sehe.“

„Aha!“ erwiderte nachlässig die Gräfin von Provence, und das Gespräch war abgebrochen.

Ob Monsieur der Verleumdung glaubte und sich zu rächen suchte, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß er ganz offen Frau von Balbi zur Mätresse hatte und sie auf seiner Flucht mit sich nahm. — Bei dieser ehelichen Uneinigkeit giebt es einen wesentlichen Punkt aufzuklären, nämlich zu erfahren, ob der Gärtner, welcher die Nelken begoß, auch ausgewandert sei. Ich habe hierüber nicht das Geringste erfahren können und bin deshalb untröstlich, da ich gern den erlauchten Urheber der Charte bis auf einen gewissen Punkt wegen seiner galanten Sünden gerechtfertigt hätte, die ich als ein gewissenhafter Erzähler erwähnen mußte.

Nach ihrer Rückkehr nach Paris mußten der König und seine Familie sich der Vollziehung der in ihrer

Abwesenheit gegebenen Dekrete unterwerfen. Bisher war Ludwig nur beobachtet, und dies zwar mit Recht, gewesen, weil jede seiner Handlungen, wie Janus, ein doppeltes Gesicht hatte. Seit dem 25. Juni war aber der König unleugbar ein Gefangener.

Während der nächsten 48 Stunden nach der Rückkehr der Königin in die Tuilerien befanden sich zwei Nationalgardisten Tag und Nacht in ihrem Zimmer, vor denen sie aufstehen und sich zu Bett legen mußte. Eine unerträgliche Lage, welche diese Fürstin nöthigte, sich hinter den Vorhängen ihres Bettes zu verbergen, so oft sie sich an- oder auskleiden wollte, und manchmal wurde sie so nahe beobachtet, daß sie nicht immer ihre Blöße vor ihren unermüdlichen Wächtern ganz verbergen konnte.

Lafayette nahm es indeß über sich, diese unanständige Strenge zu mildern. Man postirte nämlich einen Nationalgardisten in das Gemach, welches an das Schlafzimmer Marie Antoinettens grenzte; allein er hatte das Recht, so oft es ihm gut dünkte, den Vorhang von der Glasthür wegzuschieben, die ihn von der Gefangenen trennte.

Natürlich überließ sich die Königin steten Besorgnissen, da sie wußte, daß die Pariser sie nicht liebten, und erlaubte sich kaum den Genuß des Schlafs. Als sie eine Nacht wieder kein Auge zuthun konnte, brannte sie die Kerzen an der Nachtlampe wieder an und begann zu lesen.

Wie groß war ihre Ueberraschung, als nach einigen Augenblicken der wachthabende Nationalgardist ohne Umstände zu ihr eintrat, die Vorhänge ihres Bettes zurückzog und sich vertraulich auf letzteres setzte. —

„Ich sehe," begann er, „Sie schlafen auch nicht. Wir wollen zusammen schwatzen, das wird ergötzlicher sein, wie lesen."

Im ersten Augenblicke konnte Marie Antoinette vor Erstaunen nicht ein Wort hervorbringen, was den kecken Abenteurer, der mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf den zarten Füßen der Königin lastete, zu der Meinung bringen konnte, seine Krämergalanterie sei auf's Beste von der Welt aufgenommen worden.

Nach kurzer Ueberlegung hielt die Königin für's Beste, in diesem Falle, wo der Nationalgardist offenbar aus Unkenntniß fehlte, einen Ton der Mäßigung und Milde anzunehmen.

„Wissen Sie wohl, mein Herr," begann Marie Antoinette mit einem mühsam unterhaltenen Lächeln, „was eine Königin ist?"

„Ja," antwortete der Bürger, welcher wenigstens eines der großen Principien der Revolution kennen gelernt, „eine Königin ist die Gattin des ersten Beamten der Nation."

„Gut, ich nehme diese Erklärung ohne Weiteres an und frage Sie, ob die Königin nicht demgemäß das Recht zu schlafen hat.“

„Ohne Zweifel, schlafen gehört zu den Menschenrechten, allein Sie schliefen schon seit einer Viertelstunde nicht, und ich glaubte gut daran zu thun, wenn ich Ihnen Gesellschaft leistete.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ erwiderte lachend die Königin, welche sah, daß sie mit einem ehrlichen Manne zu thun hatte. „Kehren Sie auf Ihren Posten zurück; käme Einer Ihrer Chefs, würden Sie einen Verweis erhalten, Ihren Platz verlassen zu haben.“

„Allerdings,“ entgegnete der Nationalgardist und machte, zum Zeichen des Abschiedsgrußes, seinen Kratzfuß. „Ich entferne mich; aber sein Sie nicht böse auf mich; ich bin ein guter Bürger, der seine Pflicht thut.“

Sofort kehrte der Wächter der Königin in das anstoßende Gemach zurück, wo er, trotz seiner Versicherung, wahrscheinlich bald fest einschlief. Tags darauf erfuhr Marie Antoinette, daß ihr nächtlicher Besucher ein Bürstenbinder vom Platze Saint-Martin gewesen war, und wunderte sich nun nicht mehr, daß ihm die feinen Sitten des Hofs fehlten.

Während man im Schlosse so außerordentlich wachsam war, wurde von der Nationalversammlung die Frage von der Unverletzlichkeit der königlichen Per-

sonen abermals besprochen. Es ließ sich das nach einem Ereignisse erwarten, welches die Mehrzahl der Nationalrepräsentanten für einen Verrath hielt. Fast die ganzen royalistischen Deputirten erklärten aber, sie würden in Zukunft keinen Theil an den Berathschlagungen des gesetzgebenden Körpers nehmen, und machten Anstalt, gegen Alles, was von nun an geschehen würde, zu protestiren. Solcher Abtrünnigen waren 290. Sie machten es, wie die Emigrirten, und zogen, im Augenblick der Gefahr, den Kopf aus der Schlinge. Die 290 hörten auf, sich als Mitglieder der Nationalversammlung zu betrachten, erhielten aber dessen ungeachtet, vielleicht aus Unachtsamkeit, ihre achtzehn Franken täglich, wie jeder Deputirte.

Wer begab sich wohl nach dieser Desertion der eifrigsten Vertheidiger des Thrones auf den Wall der Monarchie? — Barnave — der seit der Rückkehr von Varennes, wie es ihm Péthion gesagt, unter dem Einflusse einer andern Alcine lebte, und gewiß war der ganze Ungestüm dieses jungen Redners nöthig, um nach Péthion's Rede jene Unverletzbarkeit vom Schiffbruche zu retten. „Was ist denn die Unverletzbarkeit?“ rief Dieser. „Ist sie das Recht, Gutes wie Böses zu thun? Ich glaube nicht. Was hat denn die Nation für Vortheile von einer absoluten Unverletzbarkeit? Was kann es ihr nützen, daß ein König, der gegen sein Land konspirirt, unbestraft bleibt? Ist der König ein Bürger? — Ja —

Sie haben ihn dafür erklärt! und ist er als öffentlicher Beamter nicht dem Gesetz unterworfen? Ist er dies nicht, so ist er darüber, und in diesem Falle Despot. Um unverletzlich zu sein, muß man unfehlbar sein. Dem schönen Princip der Unverletzbarkeit gemäß, kann der König Menschen wie Thiere erwürgen. Selbst der geschickteste Logiker muß die Richtigkeit dieses Schlusses anerkennen. Vielleicht wird man einwenden, daß dieser Punkt zu jenen Inkonvenienzen gehöre, die man zu Gunsten der königlichen Unverletzbarkeit ertragen müsse. Dies Raisonnement scheint mir für freie Menschen unerträglich. Der König, sagt man, ist eine Gewalt. — — — Welche elende Spitzfindigkeit! Der König übt eine große Gewalt aus; allein er ist kein Abstraktum. Ein Richter ist nicht die Gerechtigkeit, und ein König nicht die königliche Würde."

Höflinge und überhaupt Alle, die von der königlichen Gnade leben, werden diese Worte eines Mannes, der ein Opfer des Terrorismus wurde, für eitle Rederei halten; allein Gegenbeschuldigungen sind keine Argumente, und ich halte die von Péthion angeführten für ziemlich logisch.

Allein Barnave, von einem fast übernatürlichen Feuer beseelt, erhielt dennoch jene Unverletzbarkeit.

„Welches Herz, welche Seele!" rief die Königin, als sie diese Nachricht erfuhr, „und Dieser hat keine Unterstützung von uns erhalten. — Man hat

sehr Recht," fügte sie leiser hinzu, „das ist der wahre Adel der Geburt."

„Ich wünschte," äußerte Ludwig, „einen Minister zu haben, wie diesen jungen Deputirten."

„Leute, wie Barnave, werden nicht Minister," erwiderte traurig die Königin.

„Ich werde für ihn beten," sprach die Prinzessin, und erhob ihre schönen Augen gen Himmel *).

Die Royalisten sollten einmal nichts wie Albernheiten in dem Augenblicke begehen, wo ihre Unklugheit Ludwig XVI. vollends verderben konnte. Der ebenfalls emigrirte Marquis de Bouillé erließ nämlich von Luxemburg aus an die Nationalversammlung einen Brief, würdig des Helden des Cervantes. Er entdeckte der Versammlung des Königs Plan, sie aufzulösen und einen neuen gesetzgebenden Körper einzuberufen, der, nach alter Sitte der Notablen, die Beschwerdeschriften des Volks aus den Provinzen mitzubringen haben würde. — Wir wären also mit einem Sprunge in's 16. Jahrhundert zurück versetzt worden. Die lächerlichen, die Mittheilung begleitenden Prahlereien de Bouillé's konnten nur den Zorn einer Versammlung anregen, in deren Händen jetzt alle Gewalt lag, und dieser Zorn mehrte sich noch, als am 30. Juni

*) Dies Gespräch erfuhr ich vom Grafen von Narbonne, und habe kein Wort darin verändert.

die 290 Deputirten gegen alle gegebenen und zu gebende Dekrete proteſtirten.

Unter dieſen Umſtänden erſchien die bekannte Erklärung von Padua, datirt vom 6. Juli, worin Leopold II. ſagte: „Die Hauptmächte werden eingeladen, in Gemeinſchaft mit uns Frankreich zu erklären, daß alle Souveräne die Sache des allerchriſtlichſten Königs als die ihrige betrachten, und verlangen, daß dieſer Fürſt auf der Stelle in volle Freiheit geſetzt werde. Alle weitere Attentate würden ſie auf's Strengſte rächen und keine Geſetze in Frankreich anerkennen, die der vollkommen freien Zuſtimmung des Königs entbehrten.“ — —

Vollkommen frei, im Sinne dieſer Erklärung, konnte der König nur im Auslande ſein; denn der erſte Gebrauch, den Ludwig von ſeiner Freiheit gemacht hätte, wäre geweſen, Frankreich zu verlaſſen.

Beim Anblick des vom Kaiſer erhobenen Kriegsbanniers erholten ſich die Emigrirten an der Grenze bald wieder von dem Schreck, den ihnen die Verhaftung des Königs verurſacht, und indem ſie bekannt machten, ſie würden in ſeinem Namen, mehrten ſie noch die Gefahren des Monarchen. Am 7. Juli ließ er zwar der Nationalverſammlung erklären, daß er dieſe Maßregel mißbillige; allein man glaubte jetzt ſo wenig ſeinem Leugnen, wie ſeinem Verſprechen.

Die Drohungen des Kaiſers hatten indeß in der Hauptſtadt einige Beſorgniſſe erregt, und die National-

verſammlung hielt es für's Beſte, Klagen und Beſchwerden durch die lärmende Ankündigung eines Feſtes zu übertäuben, das beſte Gegengift für die Unzufriedenheit der Pariſer. Dieſe Feierlichkeit beſtand in der Verſetzung der ſterblichen Reſte Voltaire's in das Pantheon und war auf den 10. Juli feſtgeſetzt.

Der Zug ſammelte ſich auf dem Platze der Baſtille, dem gewöhnlichen Anfangspunkte für patriotiſche Feierlichkeiten, wie die Zerſtörung jener Feſte am 14. Juli der Urſprung der Revolution geweſen.

Die Ceremonie, von David geordnet, war natürlich in antikem Geſchmack. Später werden wir dieſen Wiederherſteller der franzöſiſchen Kunſtmalerei ſich wie einen Republikaner der Blüthenzeit Sparta's oder Athens benehmen ſehen.

Alle Notabilitäten der Geſetzgebung, der Wiſſenſchaften und Künſte erhielten einen Platz in dem Leichenzuge. Leider bot mitten unter dem Pomp das Erhabene mehr wie eine lächerliche Seite, wie bei jeder Beſtrebung, deren Baſis die Nachahmung iſt.

Die Gebeine des großen Schriftſtellers befanden ſich in einer Art Sarkophag, auf einem ſehr hohen Wagen von antiker Form, bei dem Schreiner und Maler ihre ganze Kunſt um die Wette in Anwendung gebracht. Ueber dem Sarkophage lag das Gipsbild Voltaire's, bei dem man ſogar die ausnehmende Magerkeit des Originals nicht aus der Acht gelaſſen, auf einem prächtigen Paradebette. Am obern Ende deſſel-

ben befand ſich eine Fama mit ausgebreiteten Flügeln, den einen Fuß erhoben, und ſchien bereit, dem weltberühmten Manne eine Lorbeerkrone aufzuſetzen. Auf jeder Seite des Sarkophags waren verſchiedene patriotiſche Deviſen zum Lobe des großen Schriftſtellers zu leſen. Acht weiße Pferde, je vier zuſammengeſpannt, zogen den Wagen; allein ich glaube nicht, daß Marie Antoinette, troß ihres Verſprechens, dieſes ſchöne Geſpann dazu hergegeben hatte.

Dem Wagen voran ging eine Deputation der franzöſiſchen Akademie, welche die Werke des großen Mannes in einem reichverzierten Korbe trugen, was aber nicht hinderte, daß unſere Unſterblichen den Küſtern des Kirchſpiels mit dem geweihten Brode glichen.

Außerdem begleiteten die enorme, rollende Maſchine Deputationen aller Art, deren Mitglieder in der ihrem Stande angemeſſenen Tracht gingen. Die Richter trugen alſo ihre ſchwarzen oder rothen Amtskleider; die Municipalität ging ſchwarz, friſirt und den Hut unterm Arm, das Militär in ſeiner kärglichen Uniform und die Deputirten in dem ihnen zukommenden Coſtüme. Die unmittelbare Umgebung des Wagens bildeten epheubegrenzte Prieſterinnen in Tuniken und Hierophanten mit Kothurnen, ſehr anmuthig in weite atheniſche Mäntel gehüllt.

Dieſe Griechen, von denen die Meiſten Chorknaben zu Notre-Dame geweſen, waren Choriſten der Oper, welcher auch die Prieſterinnen angehörten,

von denen Keine, glaub' ich, Gelübde am Altare der Vesta gethan. Ihre Blicke suchten unter der Menge den Schreiber eines Prokurators, oder einen Exkorporal der französischen Garde, der ihnen versprochen hatte, sie nach Vollendung ihrer priesterlichen Mission in einer Schenke mit sich speisen zu lassen.

Der Zug ging langsam den Boulevards entlang, denen er bis zur Magdalenenkirche folgen sollte, um dann seinen Weg über den Platz Ludwigs XV., den Quai der Tuilerien herauf und über den Pont-Royal zu nehmen. Unterwegs ertönten Hymnen und andere für diese Feierlichkeit gedichtete Gesänge.

Vor dem Opernhause (wo jetzt das Theater der Porte St. Martin ist) wurde zuerst Halt gemacht, indem die lyrischen Künstler dem Verfasser des Simson im Vorbeigehen einige Ehre erweisen wollten, obgleich sie keine Ursache dazu hatten.

Zum zweiten Male hielt der Zug vor der Wohnung des großen Mannes an der Ecke der Straße Beaune und des Quai, den man seitdem mit dem Namen Voltaire's schmückte. Vor der Oper hatte man es im Lyrischen übertrieben, hier geschah dasselbe im Pastoralgenre unter Leitung des Herrn und der Frau von Vilette. Eine Menge weißgekleideter, mit Epheu und rosenrothen Bändern geschmückter Damen erschienen hier als eben so viele liebenswürdige Schäferinnen und sangen ziemlich unharmonisch das Lob des Dichters der Pucelle. — Als gewissenhafter Autor

muß ich ſagen, daß dieſe Schönheiten, ſo wenig ſie bei der Frage intereſſirt waren, doch nicht behaupteten, gerade dieſem ſcherzhaften Werke unter den Meiſterſtücken Voltaire's huldigen zu wollen. Frau von Vilette ſelbſt ſaß auf den Stufen, wo die Schäferinnen der Straße Beaune figurirten, und las Verſe, die gewiß von der Muße des Marquis herrührten. Einige Kritiker, die ſich in die Nähe der Leſerin gedrängt, verſicherten, man habe auf den Freund des berühmten Dichters nicht das Sprichwort anwenden können: „Mit was man umgeht, das klebt Einem an.“

Nach einſtündigem Aufenthalt, der dicken Wolken Zeit gegeben, den Himmel zu überziehen, ſetzte ſich der Zug nach dem Nationaltheater in Bewegung, vor dem er zum letzten Male halten ſollte. Hier erwarteten die eifrigſten Verehrer des großen Mannes ſeine ſterbliche Hülle. Das ſchöne Gebäude, was wir Odeon nennen, war mit Guirlanden und lobpreiſenden Aufſchriften bedeckt; Reden wurden gehalten, Epiſteln deklamirt und am Ende verlängerte ſich das Lob ſo ſehr, daß die nur erwähnten Wolken, müde, über den Häuptern unſerer voltäriſchen Verehrer das Waſſer zu halten, ſich in einem echt diluvianiſchen Regen ergoſſen.

Mit welcher Schnelligkeit zerſtreute ſich nicht ſofort, wie ich aus einem nahen Fenſter ſah, der Zug! es war ein faſt allgemeines „Rette ſich, wer kann.“

In der Ueberzeugung, daß ihre weißen Tuniken, mit Koth bedeckt, nicht poetisch sein würden, eilten die Priesterinnen in allen Richtungen davon, und bald erblickte man sie an den Fenstern der nahen Weinläden. Die Priester und griechischen Krieger, welche ihre leinenen Kleider und Helme von Pappe nicht geeignet hielten, dem Regen zu trotzen, flüchteten sich in die Kafé's und Tabagien, und auf den schmutzigen Fluthen der durch das Unwetter wunderbar vergrößerten Rinnsteingewässer schwammen Kothurne, Palmen, Kronen, Lyren von vergoldetem Holz und endlich ein Theil der homerischen Attribute, mit denen der Enthusiast David seine Personen versehen hatte. Er allein nebst Einigen seiner Schüler blieb auf der Straße, der Ehre des Programmes wegen, als Einer von ihnen, ich glaube der junge Hariet, sich dem französischen Apelles mit den Worten näherte:

„Ihre Standhaftigkeit ist lobenswerth, aber mehr als griechisch. In Attika regnete es nicht."

„Das ist wahr, mein Sohn," erwiderte der Meister lachend und flüchtete über die Straße in ein Kaffeehaus, wohin ihm seine Schüler schnell folgten.

„Mein armer Wagen!" rief David verdrießlich, „bald wird er einem Spitalkarren gleichen."

„Alle die guten Musen," fügte Guérin hinzu, „welche sich um den Sarkophag die Hände geben, sind schon zerweicht, haben das oder jenes Glied verloren, und Apollo selbst hat keinen Kopf mehr."

„Bester David," begann Chénier, der sich in diesem Augenblicke dem trostlosen Maler näherte, „wie wäre es, wenn man den Wagen schnell nach dem Pantheon führen ließe, so kämen wenigstens Voltaire's Ueberreste dahin. Man kann sie nicht zu früh vor dem Sturme bergen. — — O großer Mann!" fügte der Verfasser Karls IX. pathetisch hinzu, „Du hast Deinen Frieden mit dem Himmel noch nicht gemacht."

„Ihr Vorschlag ist klug," versetzte David nach kurzem Nachdenken. „Ich will den Wagenführern sagen, sie sollen die acht Pferde Galop laufen lassen."

„Die Sache hat sogar etwas Allegorisches," begann Chénier wieder halb ernsthaft; „heißt es nicht, Voltaire im Fluge der Unsterblichkeit zuführen?"

„Ja, ja!" riefen die Schüler David's, erfreut über diesen Scherz.

Einer der jungen Leute nahm es sofort über sich, den Kutschern die nöthigen Befehle zu bringen. Diese, unter den Führern der Fiacre gewählt und im griechischen Kostüme, fluchten wie französische Fuhrleute auf's Wetter, auf David und Voltaire, hauptsächlich aber verwünschten sie die blonden Perrücken, deren vom Regen aufgelöste Locken, von Nässe triefend, über ihre Gesichter herabhingen. Sie ließen sich den Befehl zur raschen Abfahrt nicht wiederholen, sondern die stolzen Renner, ohne Rücksicht auf ihre prächtigen Decken,

mit der Peitsche antreibend, führten sie den Wagen im Galop durch die Straßen Vaugirard, des Francs-Bourgeois und St. Hyacinthe zum Pantheon.

Unterwegs machten Voltaire's im Sarge herumgeworfene Gebeine ein mehr klägliches als poetisches Geräusch; allein unsere Phaetons, bis auf die Haut durchnäßt, kümmerten sich nicht darum; ihr Ziel zu erreichen, war ihr einziger Wunsch. Leider erreichte dieses mit ihnen nicht Alles, was die Unsterblichkeitsbagage des großen Schriftstellers bildete. Durch die reißend schnelle Bewegung des Triumphwagens war nämlich Voltaire's Kopf verloren gegangen. Mein Gott, ja; nämlich der Kopf des auf dem Paradebette liegenden Bildes hatte sich vom Rumpfe getrennt und lag vielleicht in dem Augenblicke, wo man seinen Verlust bemerkte, im Straßenkothe.

Der Präsident der Nationalversammlung und der der französischen Akademie, die vor dem Bilde des Dichters Reden halten sollten, überlegten schon, wie lächerlich ihre erhabene Beredsamkeit sein würde, wenn sie dieselbe an einen kopflosen Voltaire richteten. Während man aber noch berathschlagte, wie der verlorene Kopf zu ersetzen sei, eilte eins jener Kinder, die man seitdem Gamins von Paris genannt, auf's Pantheon zu und brachte den so sehr bedauerten Kopf unterm Arme herbei. Man legte ihn sehr sauber wieder an seinen Ort, und die innere Ceremonie begann und schloß sich, wie ich glaube, ohne einen neuen Unfall. —

Der geehrte Leser wird zugeben, daß sich vielerlei Lächerliches diesem feierlichen Leichenzuge beimischte; meine Feder ist aber rein von jeder Uebertreibung der Verdrießlichkeiten dieses Tages.

Der 14. Juli, zweiter Jahrestag des Triumphs des Volks, wurde 1791 nicht so glänzend wie im vorigen Jahre gefeiert, und man bemerkte dabei nicht denselben Enthusiasmus und Patriotismus. Uns Franzosen ergötzt oder interessirt überhaupt eine Sache nicht ebenso zum zweiten, wie zum ersten Male. Wiederholungen ermüden uns, selbst erhabene, wenn man sie nicht zu verändern versteht.

Demnach änderte man das Fest des 14. Juli. Es gab noch eine patriotische Prozession von den Ruinen der Bastille zum Marsfelde, und man las Messe auf dem Altare des Vaterlandes, was diesmal der konstitutionelle Bischof von Paris that. Am Tage vorher wurde ein Vorspiel aufgeführt, eine Art pantomimischen Dialogs, Hierodrama genannt, was die Einnahme der Bastille darstellte, und zwar zum großen Aergerniß der Frommen, aber zur Freude des Erzbischofs von Paris, der, wie wir an einem andern Orte sehen werden, ein guter Patriot war, in der Kirche Notre-Dame. Verfasser desselben war jener gute und lustige Desaugiers, der sich dreißig Jahre lang so beweglich in der Politik wie in der Liebe zeigte, und Niemand treu blieb, wie der Freude. Es war dies, glaub' ich, der erste dramatische Versuch

dieses geistreichen Dichters, dem unser Zeitalter vielleicht den Zepter des Gesanges ertheilt hätte, wäre dieser Zepter der Thyrsus gewesen. Aber Beranger kam, — Anakreon wurde vernachlässigt und man krönte Pindar.

Als Desaugiers, der selber sang:

„Die Gott beschützt, sie sollen leben!"

Revolution, Konsulat und Kaiserreich durchlebt hatte, seinen Weg mit Kouplets für die Konvention, das Direktorium, den ersten Konsul und den Kaiser Napoleon bestreuend, und endlich die Reihe, gefeiert zu werden, an Ludwig XVIII. war; so glaube ich gern, daß der lustige Sänger sich nicht seines Hierodrama's von 1791 rühmte.

Ludwig befand sich nicht bei dieser zweiten Föderation; obgleich von der Nationalversammlung für unverletzlich erklärt, war doch das Vorurtheil wider ihn, und die Diskussion wegen der Absetzung dauerte fort. Für dieselbe sprachen Péthion, Robespierre, Grégoire und Buzot, welche erklärten, der König verdiene das Vertrauen der Nation nicht mehr und habe das Recht verloren, Frankreich zu regieren, weil er geflohen, ein treuloses und beleidigendes Manifest zurückgelassen und mit Bouillé wegen einer durch Fremde auszuführenden Gegenrevolution übereingekommen sei. Diese Beschuldigungen erhielten durch verschiedene Anzeichen ein großes Gewicht, welche die Nationalversammlung über des Königs wahre Absichten aufgeklärt hatten.

So wußte man, daß für die königliche Familie in der Abtei Orval, also auf fremdem Gebiet, eine Wohnung zurecht gemacht worden, und in einem Briefe, den der Herzog von Choiseul de Bouillé überbracht, folgende Stelle enthalten war: „Ich habe Grund zu glauben, daß die Oestreicher sich vor Mitte Juni zu Arlon befinden werden, demnach will ich mich um den 15. desselben Monats von Paris entfernen.“

Dergleichen Belege machten natürlich die Wiederherstellung des Königs ausnehmend schwierig, so sehr sich auch die konstitutionellen Deputirten Larochefoucauld-Liancourt, Alexander und Karl Lameth, Dandré, Duport, Goupil de Préfeln, Salles und hauptsächlich Barnave dafür verwendeten. Drei Vorschläge waren gemacht; Einige wollten nämlich den König wiederhergestellt wissen, Andere sprachen vom Dauphin und einer Regentschaft und eine Minderzahl von der Republik.

Nach höchst stürmischen Debatten kam am 15. Juli folgendes Dekret zu Stande: „Bricht der König seinen der Konstitution geleisteten Schwur, tritt er an der Spitze einer Armee gegen die Nation auf, oder mißbilligt nicht förmlich etwas der Art in seinem Namen Unternommenes; so wird er angesehen werden, als habe er abgedankt, tritt dann in den Stand eines gewöhnlichen Bürgers zurück und kann wegen aller Vergehen angeklagt werden, welche ihm nach dem Zeitpunkt der Abdankung zur Last fallen. Das De-

kret vom 25. Juni, welches die exekutive Gewalt des Königs suspendirt, wird bestehen, bis die Konstitutionsurkunde vollendet und dem Könige übergeben sein wird."

Dies Dekret hemmte die Folgen einer revolutionären Maßregel, auf welche die von der Orleansschen Partei vielfach influenzirten Jakobiner seit der Rückkehr der königlichen Familie von Varennes gedacht. Der Jakobinerklub beschloß nämlich, daß eine Petition an die Nationalversammlung abgefaßt und darin erklärt werden sollte, Ludwig XVI. verdiene das Vertrauen des Volks nicht mehr, und zugleich die Repräsentanten eingeladen würden, die Wünsche des Volks in Rücksicht des Verfahrens gegen diesen Fürsten zu vernehmen.

Dieser Beschluß war auf den Antrag von Laclos gefaßt worden, eines feurigen, geistreichen, unternehmenden Mannes, der viel Einfluß beim Herzoge von Orleans hatte. Eine große Zahl Jakobiner unterstützte den Antrag, der nach Außen von einer Menge damit übereinstimmender Mitglieder unter das in den Gassen versammelte Volk verbreitet ward und bei den Massen schon viel Kredit gefunden hatte, als der Klub darüber berieth. Plötzlich drang nun ein unzählbarer Volkshaufen in den Saal, der seine Stimme mit denen der Klubisten vereinigte, und die Annahme von Laclos Antrag bewirkte. Noch in derselben Sitzung wurde eine Kommission ernannt, um die Adresse zu redigiren,

und Laclos und Briſſot gehörten dazu. In der Nacht noch ging man an die Arbeit, und die Kommiſſäre ſchlugen einmüthig Laclos vor, die Feder zu führen; allein ich weiß nicht, aus welchem Grunde, vielleicht aus kluger Zurückhaltung, entſchuldigte er ſich mit heftigen Kopfſchmerzen. Briſſot verfaßte alſo die Petition, worin geradezu die Abſetzung Ludwigs XVI. und die Gründung einer Republik verlangt ward. Ohne Zweifel wurde dies Wort in demſelben Augenblick von den Echo's der Reitbahn wiederholt.

Laclos verſuchte indeß als Zuſatzartikel in die Adreſſe zu bringen, daß die königliche Würde beibehalten werden könne, wenn der Fürſt, der damit bekleidet wäre, alle Garantien darböte, welche die Nation von ihm erwarten müſſe.

„Und wer könnte ſolche Garantien bieten?“ rief Briſſot.

„Louis Philippe Joſeph d'Orleans,“ antwortete mit einigem Zögern der Agent des Palais-Royal.

„Bilden Sie ſich das nicht ein,“ erwiderte heftig Briſſot und warf die Feder auf den Schreibtiſch; „Orleans — ein Bourbon.“

„Deſſen Anhänglichkeit an die Revolution bekannt iſt und der ihr eher, wie wir Alle, Pfänder gab,“ fügte Laclos mit etwas mehr Zuverſicht hinzu.

„O, Kollege, für einen geſcheuten Mann, einen Moraliſten, der ſo gut in die verborgenſten Falten des Herzens zu blicken wußte, reden Sie jetzt, wie

ich gestehen muß, unbegreiflich treuherzig. Wie können Sie noch an den Patriotismus des Herzogs von Orleans glauben? Ihr sonst mir nur als trefflich bekanntes Urtheil, bester Laclos, irrt diesmal, indem Sie die Popularität, welche dieser Prinz seit 1787 den guten Parisern als Lockspeise vorhält, für aufrichtig nehmen. Er ist Bourbon, wie jeder Andre, und der Hamen des Despotismus ist übel unter der nur erwähnten Lockspeise verborgen."

„Da sehen wir, was die Diskussion thut!" rief Laclos mit gewohnter Gewandtheit. „Wie viel Licht verbreitet sie nicht über die Meinungen! Ich gebe die meinige um so lieber auf, da ich sie nicht in allen ihren Folgen erwogen hatte, und übrigens nur als einen Zusatz, als einen Wink für die Diskussion in der Nationalversammlung ansah."

Die Petition wurde also ganz republikanisch abgefaßt, und war bei Anbruch des Tages vollendet, worauf man sie eilig in den, um sie vorlesen zu hören, außerordentlich versammelten Jakobinerklub brachte. Tags vorher war beschlossen worden, eine starke Deputation des Klubs solle sich mit dieser Petition nach dem Marsfelde begeben, und sie auf dem Altare des Vaterlandes niederlegen, wo sie alle Bürger, durch eine öffentliche Bekanntmachung davon in Kenntniß gesetzt, lesen und unterzeichnen könnten. Noch ehe aber die Prüfung der nächtlichen Arbeit der Kommission begonnen hatte, erfuhr man, daß die National-

versammlung schon über das Schicksal des Königs entschieden habe. Die Jakobiner fühlten jetzt, daß sie ganz offen als Faktion erscheinen würden, wenn sie bei ihrer Absicht beharrten, und da sie dies nicht wollten, sandten sie Kommissaire nach dem Marsfelde, um dem Volke anzukündigen, die Petition sei nicht mehr statthaft, da das Dekret wegen der Angelegenheiten des Königs schon gegeben sei.

Leicht ist es, das Volk aufzuregen; schwierig es zu beruhigen. Eine Menge Menschen, deren Zahl indeß fast alle Geschichtschreiber übertrieben haben, hatten sich am 17. auf dem Marsfelde eingefunden, um dort die Petition der Jakobiner zu erwarten. Eine Deputation des Klubs der Cordeliers *) befand sich schon unter den Bürgern, welche die Stufen des Altars bedeckten. Mehrere Wimpel mit antimonarchischen Sentenzen, Protestationen wider das Königthum und republikanische Sinnbilder wehten, und 12 bis 15 Jakobiner und Cordeliers nährten durch ihre Deklamationen die allgemeine Unzufriedenheit mit Ludwig XVI.

Als die tumultuarische Versammlung erfuhr, daß der Jakobinerklub seine Petition zurück nehme, wurde beschlossen, das Volk solle selbst eine aufsetzen, und ebenfalls auf dem Altare des Vaterlandes unterzeichnen.

---

*) So genannt von der Franziskaner-Kirche (französisch Cordeliers) bei der Medizinalschule, wo sich diese vom Orleanismus reinen Republikaner versammelten.

Schon herrschte in Paris die größte Verwirrung; die konstitutionellen Deputirten, Barnave zuerst, wurden insultirt, als sie aus der Nationalversammlung gingen, und die Nationalgarde mußte sie in Schutz nehmen. Auf den öffentlichen Plätzen sprachen klubistische Redner donnernde Drohungen gegen Ludwig aus, den man schon Tyrann nannte. Die Theater wurden zu Klubslogen und Gallerien dienten als Rednerbühne und die Schauspieler wechselten die Rollen mit dem Publikum; politische Debatten traten an die Stelle der angekündigten Schauspiele.

So weit war die allgemeine Gährung gediehen, als die Municipalität von Paris, den Maire Bailly an ihrer Spitze, sich mit einer starken, von Lafayette selbst kommandirten Abtheilung der Nationalgarde nach dem Marsfelde begab. Es handelte sich um nichts Geringers, als das am 21. Oktober 1789 dekretirte Kriegsgesetz zu proklamiren. Dies geschah wirklich und dennoch zerstreute sich die Versammlung nicht. Bailly befahl hierauf Lafayette, wiewohl ohne Zweifel ungern, die rothe Fahne aufzupflanzen. Beim Anblick dieses schrecklichen Zeichens erreichte die Volkswuth ihren Gipfel, man schrie: „Herab mit dem rothen Lappen! fort mit den Aristokraten! nieder mit den Bajonetten!“ und plötzlich traf ein Hagel von Steinen die Nationalgarde, von der mehrere Grenadiere verwundet wurden. Erbittert befahl der Maire jetzt dem General, feuern zu lassen, was sofort geschah.

Etwa 100 Personen fielen todt oder verwundet, und in einem Augenblicke war das Marsfeld geräumt.

Man hat seitdem dies Ereigniß, damals die Metzelei des Marsfeldes genannt, vielfach erwogen; weder der Hof, noch die Orleanisten hatten darauf Einfluß, wie man ohne Wahrscheinlichkeit behauptete. Die Nationalversammlung wollte, trotz ihrer exekutiven Gewalt, die Fortdauer der Monarchie, welche die Klubs umzustürzen beabsichtigten. Die Nationalversammlung war damals die Regierung, welche ihr Ansehen sich erhalten mußte, und leider konnte dies nur durch Gewalt geschehen. Dieser Meinung sind die Vernünftigen und Unparteiischen, und in ihren Augen litt Lafayette's schöner Charakter nicht, indem dieser General einer unglücklichen Nothwendigkeit nachgab. Seine Popularität ging aber doch dabei verloren, weil das Volk selten nach der Nothwendigkeit fragt, wenn deren Resultate es reizen. Ich sage unumwunden, die unglücklichen Feindseligkeiten auf dem Marsfelde unterdrückten eine anarchische Bewegung, die durchaus zu keinem gesetzlichen Ziele führen konnte; denn weder die Cordeliers, noch die Jakobiner hatten eine Verfassung für die zu zerstörende in Bereitschaft. Ja diese Klubs kannten nicht einmal vollkommen ihre eignen Absichten, weil alle Elemente der Intrigue auf sie wirken konnten, und beide Parteien, oder vielmehr beide Anhäufungen von Parteien dachten nur an's Zerstören. Lafayette und Bailly wollten demungeachtet die Jako-

biner und Cordeliers nicht offen angreifen, indem dieſe, ſich auf's Volk ſtützend, das Gegengewicht der Hofpartei und der Emigration bildeten. Sie vernichten, hätte geheißen, die Konſtitutionellen dem ſichern Verderben überliefern. Daher wagten die Häupter dieſer letztern Partei nicht auszuſprechen: ſchließt die Klubs, denn ſie bedurften ihrer.

Eine halb komiſche, halb tragiſche Epiſode fand an dieſem unglücklichen, 17. Juli ſtatt, und machte deſſen Reſultate noch trauriger. Während die Pariſer jedes Alters und Geſchlechts nach dem Marsfelde eilten, kamen ein Friſeur und ein Invalide auf den Einfall, ein Bret von den zum Altare führenden Stufen, ohne Zweifel an einer wenig bemerkten Stelle, aufzuheben, und ſich, der Himmel weiß in welcher Abſicht, in der darunter befindlichen Hohlung zu verbergen. Sie befanden ſich etwa ſeit zwei Stunden dort, als ein unwiderſtehlicher Huſten des alten Militairs, vielleicht von dem Staub, den die Auf- und Abſteigenden machten, veranlaßt, das Verſteck der Beiden verrieth.

Augenblicklich ward ein Bret weggenommen, und man zog die ſeltſamen Spione hervor, ſtieß ſie hin und her und ſchlug mit Fäuſten auf ſie los.

„Es ſind Ariſtokraten, die uns behorchten,“ ſagten Einige.

„Verräther ſind es,“ ſagten Andere, „die den Altar des Vaterlandes in die Luft ſprengen wollten.“

„Ja, ja,“ wiederholten alle Umſtehenden, „ſie

wollten den Altar des Vaterlandes und die Patrioten darauf in die Luft sprengen.“

„Man untersuche ihre Taschen,“ sprach ein Wortführer; „ich wette sie haben Pulver und brennbare Stoffe bei sich.“

„Ja, ja!“ riefen 200 Personen, „man visitire sie.“

„Hier, meine Herrn,“ rief Jemand, der eben die Taschen des armen Invaliden umgekehrt, „hier ist ein Feuerzeug.“

„Um meine Pfeife anzuzünden,“ antwortete der zitternde Soldat.

„Das magst Du einem Andern weis machen, alter Aristokrat,“ versetzte der Untersucher der Taschen. „Nun ist an Dir die Reihe,“ fuhr er fort, und kehrte die Taschen des Friseurs um. „Hast Du Pulver (poudre) bei Dir?“

„Ja, hier,“ entgegnete dieser, und brachte einen weißledernen Beutel mit Puder (auch poudre) zum Vorschein.

Bei den ernstesten Umständen lassen die Franzosen nicht gern eine Gelegenheit zum Lachen unbenutzt; die Menge brach in ein lautes Gelächter aus, und die angeblichen Verschwornen, dadurch kühn gemacht, erklärten, sie wollten die Ursache angeben, warum sie sich unter den Stufen des Altars versteckt.

„Ich und dieser brave Mann,“ begann der Friseur, „wir sind echte Patrioten, und verbargen

uns in keiner böſen Abſicht unter dieſen Bretern. Wir ſind etwas unzüchtiger Natur, wenn Sie erlauben, und der Teufel verſuchte uns, als wir ſo viele hübſche Weiber und Mädchen dieſe ſchlecht befeſtigten Stufen auf und abſteigen ſahen. Wir ſteckten uns alſo darunter, um etwas zu ſehen — —"

„Pfui über die elende Neugier," unterbrach eine dicke Krämerin den Sprechenden, die keineswegs erſchrocken ſchien über das Schauſpiel, was ſie jenen Lüſternen hätte gewähren können. „Indeß iſt das kein großes Verbrechen. Laßt die Leute los, es verlohnt ſich nicht der Mühe, ſie zu hängen."

„Ach was!" riefen zwanzig auf einmal, „ſehen Sie nicht, daß er uns nur geäfft? — An die Laterne mit den Ariſtokraten!"

„Ja, ſie müſſen hängen; ohne Zweifel wollten ſie ganz Paris in die Luft ſprengen."

Umſonſt verſuchten die Unglücklichen, noch zu ſprechen; tauſend Stimmen überſchrien ſie, und ohne daß man irgend ein Zeichen einer beabſichtigten Unthat gefunden, ſchleppte man die Beiden zum nächſten Laternenpfahl, wo ſie unter dem wilden Beifallsgeſchrei einer wüthenden Menge gehängt wurden. Hierauf hieb man ihnen die Köpfe ab, und wollte ſie in Paris herumtragen, als das Kriegsgeſetz proklamirt wurde. Die allgemeine Flucht, welche dem Musketenfeuer hierauf folgte, erlaubte den Mördern, ſich zu retten, von denen nie etwas entdeckt wurde. —

Indem die Nationalverſammlung, ſo gut ſie konnte, die innern Unruhen unterdrückte, traf ſie ſogleich auch Anſtalten, dem von Außen drohenden Sturme zu begegnen. Ein Decret vom 22. Juli verordnete, 90,000 Nationalgardiſten ſofort mobil zu machen. Dieſe Streitkräfte waren zur Deckung der Küſten und Grenzen beſtimmt. Die Linientruppen betrugen damals 146,000 Mann, und hierzu die nur erwähnten Milizen gerechnet, belief ſich das Ganze nur auf 236,000 Mann. Indeß ſchritt überall die Organiſation der Nationalgarden vor, welche zur Beſetzung der ſeit Lange vernachläſſigten und in ſchlechtem Zuſtande befindlichen Feſtungen ſehr nothwendig waren.

Lebensmittel und Munition gab es dagegen in Ueberfluß; die Etats der Artillerie hatten 600 metallne und 1500 eiſerne Kanonen aufzuweiſen und man konnte ſechs große und vier kleine Equipagen ausrüſten.

Unter dieſen Umſtänden erſchien am 25. Juli die Konvention zwiſchen den Höfen von Wien und Berlin, als Präliminarvertrag einer Defenſivallianz. Einen Monat ſpäter erfuhr man aber, daß die Allianz eigentlich offenſiv ſei. Calonne und Bouillé hatten endlich durch ihre endloſen Intriguen eine Art Kongreß zu Pilnitz zu Stande gebracht, wo ſich der Kaiſer von Oeſtreich, der König von Preußen und der Graf Artois einfanden. Feſtlichkeiten und Gelage waren die Hauptſache bei dieſer Zuſammenkunft; end-

lich ward aber auch der diplomatische Teppich über die festlichen Tafeln gebreitet und man bestimmte außer der vollkommnen Wiederherstellung des Königs, dreierlei von Frankreich zu verlangen. Erstens nämlich die Zurückgabe Avignon's an den Papst; zweitens die Zurückgabe der Besitzungen der kaiserlichen Prinzen im Elsaß und in Lothringen (der Kaiser hatte das „zuerst komm' ich" nicht vergessen) und drittens endlich Auflösung der Nationalversammlung. Dies Manifest begleiteten Drohungen mit „wenn nicht, alsdann" „im Falle, daß u. s. w." Die beiden Souverains erklärten darin, sie sprächen im Namen von ganz Europa, obgleich das Dokument nur von ihnen herrührte. Die übrigen Fürsten und die Nationalversammlung zuckten darüber natürlich die Achseln. Indeß weckte diese diplomatische Parade bei den Franzosen das Gefühl nationaler Unabhängigkeit; selbst Leute, welche bisher ruhig waren, warfen sich in die Bahn der Revolution, und die Gemäßigten sahen ihren Einfluß sichtbar sinken.

Uebrigens war die Nationalversammlung der pilnitzer Erklärung schon durch ein Dekret vom 17. August zuvorgekommen, worin es hieß: Jeder außerhalb des Landes befindliche Franzose, der in Monatsfrist nicht zurückkehrt, muß zur Entschädigung für die dem Vaterlande persönlich schuldigen Dienste eine dreifache Abgabe zahlen. Für die Zuwiderhandelnden be-

hält sich im Fall einer Invasion des französischen Gebietes die Nationalversammlung noch andere Strafen vor.

Während dieser wichtigen, politischen Ereignisse im Aus- und Inlande brachten die Theater Lächerliches in Masse, und machten uns über unsere eigne Verkehrtheit zu lachen. So ließ Cailhava im Sommer 1791 in der französischen Komödie in der Straße Richelieu seine Ménechmes grecs aufführen, ein hübsches Lustspiel mit sehr heitern Situationen und komischen Zügen. Leider hatte der Autor, durch die „Lettres persannes" verführt, über seinen Gegenstand jenen allegorischen Schleier geworfen, welcher der Handlung auf der Bühne so viel Kälte beimischt. Uebrigens waren Cailhava's Anspielungen manierirt und geschraubt. Wie konnte z. B. das Publikum die Stutzer von Longchamps in den jungen Leuten erkennen „die an einem der drei Feste des geheiligten Waldes glänzen wollen, und die sich mit Ruhm bedeckt glauben, wenn ihre Kleider, Wagen und Mätressen bemerkt werden." — Diese Allegorie hatte zudem noch den andern Fehler, die Verkehrtheit einer Epoche bezeichnen zu wollen, von der man 1791 durch eine Revolution getrennt, und die nicht mehr zu verbessern war, weil sie mit der alten Regierung untergegangen. Ebenso erkannte Niemand die Guimard, Duthé und Contat in „jenen Amazonen wieder, die, das Haupt wie Minerva von einem Federbusche überragt, in glänzenden Karossen durch Staubwolken dahin eilen." —

Endlich mußten die artigen Putzmacherinnen, welche in den Schenken mit jungen Nationalgardisten tanzten, sich sehr wenig in jener Tirade getroffen fühlen, wo Cailhava sie als Zauberinnen schildert, „die sich dicht über der Erde aufhalten, und zerstreuten Blicks mit ihren kleinen Lorgnetten Kreise zeichnen, um die Freiheiten zu fesseln.“ — Wahrhaftig, das war zu viel! Der Verfasser der Ménechmes grecs mit ihrem antiken Firniß machte Langeweile. Er wurde blos deshalb nicht ausgepfiffen, weil man gähnte.

Zu derselben Zeit wurde Lodoiska, eine Oper in drei Akten, auf dem Theater von Monsieur gegeben, das, nach Auswanderung dieses Prinzen, Theater der Straße Feydeau hieß. Hier fand man wenigstens eine interessante Episode aus dem Romane Faublas, theatralische Situationen, effektmachende Scenen, und obgleich das Stück sehr nachlässig geschrieben war, hörte man doch mit Vergnügen die vortreffliche Musik Cherubini's, der noch jetzt den musikalischen Unterricht im Conservatoire leitet, und diese Oper komponirt hat, welche ohne Zweifel eins der hauptsächlichsten Werke dieses Meisters ist. Die Melodien darin sind kernig, die Motive glänzend, die Ensembles von großer Schönheit und mannigfaltig die musikalischen Effekte. Zu bemerken ist, daß Cherubini in der Rolle des Lowinski in hohem Grade vom Schauspieler Martin unterstützt wurde, einem Sänger von Geschmack, dessen Stimme sehr umfangreich und biegsam war. Der Verfasser

des Textes der Oper hatte sich nicht genannt, und that wohl daran; der Komponist dagegen glaubte auf Verlangen, erscheinen zu müssen, und hätte etwas Besseres thun können.

Wenige Tage nach der ersten Vorstellung der Lodoiska im Theater der Straße Feydeau gab man im italienischen Theater ein Stück desselben Namens, was dieselbe Episode von Louvet's Roman darstellte. Der Text dieser Oper war aber besser geordnet, und der Gegenstand dramatischer aufgefaßt. Der Verfasser hieß Jores. Die Musik war von Kreich, zwar reicher an Melodie, wie die Cherubini's, verdiente aber weniger Lob, hauptsächlich waren die Ensembles schwach.

Die beiden Lodoiska wurden häufig wiederholt; man ging in's Theater der Straße Feydeau, um Cherubini's Musik und Martin's Gesang zu hören, und drängte sich in die italienische Komödie, um Chénard in der Rolle des Tartarenchefs Tisikan und Frau St. Aubin als Lodoiska zu sehen. Michu spielte mit viel Geist den Lowinski; allein man hätte, wie früher beim Auftreten der Beaujolais geschah, in der Coulisse für ihn singen sollen.

Im Sommer 1791 fanden in den beiden französischen Theatern mehrere glänzende Débuts statt, die ich erwähnen muß, weil alle, damals auftretende Schauspieler in ihrem Fache berühmt wurden. Zuerst schloß sich den Schauspielern der Vorstadt St. Germain Dupont an; Talma war im März in die

Truppe des Palais Royal eingetreten. Der Anfänger hatte die stolze Hoffnung, jenen schon berühmten Tragöden zu ersetzen. Er spielte an demselben Tage Egiste in Merope und Lindor in „Heureusement.“ Dieser doppelte Versuch war glücklich; das Publikum bewies sich ausnehmend wohlwollend. Mademoiselle Clairon hatte Larive gebildet, und Fräulein Raucourt glaubte es hierin ihrer berühmten Vorgängerin in Bezug auf Dupont nachthun zu müssen. Der Wuchs und das ganze Aeußere dieses Schauspielers eigneten sich für die Rolle eines ersten Liebhabers; seine Physionomie war ausdrucksvoll, seine Gestalt zierlich und seine Haltung edel und anständig. Sein Spiel war warm und wahr, die Diktion rein und die Betonung richtig. Seinem Geberdenspiel fehlte es weder an Anmuth, noch an Lebhaftigkeit und Geist. Besonders verdiente Dupont Lob in den Rollen, welche Treuherzigkeit und Empfindsamkeit verlangten, und zwar im Lustspiel sowohl, wie in der Tragödie. Ohne grade die erste Stufe zu erreichen, fand Dupont doch immer Beifall, und seine theatralische Laufbahn mußte seine Eigenliebe befriedigen.

Das Theater der Straße Richelieu machte im Juni eine Erwerbung, welche zu seinem Ruhme beitragen sollte; ich meine nämlich Michot. Dieser Akteur spielte, noch sehr jung, in der Truppe der kleinen Komödianten, genannt Beaujolais, die unter Tessier's, eines ehemaligen Schauspielers, Direktion, sich kraft

eines Privilegiums des Herzogs von Orleans vereinigt hatten. Michot ging dann zum Theater Audinot über; allein bei Eröffnung des Theaters in der Straße Richelieu schloß er sich Monvel, Talma und Dugazon an.

Michot schien von Natur zu den Rollen bestimmt, die, wie man sich im Theater ausdrückt, Rundung verlangen. Seine Gestalt war etwas gedrungen, doch nicht gemein; sein Gesicht voll. Nie besaß ein Schauspieler glücklichere Anlagen, als Michot, keiner wußte sie aber auch besser für seine Rollen zu benutzen. Er verstand Empfindsamkeit mit Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit und Scherz zu verbinden, ohne deshalb unwahr zu sein. Nie war in seinen Geberden und in seinem Spiel etwas Gezwungnes; er sprach seinen Personen aus der Seele, und machte ihre Gefühle zu den seinen. Kein Schauspieler, selbst Preville nicht, traf das Komische besser. Michot war unnachahmlich als Burke in den beiden Brüdern, als Copp in der Jugend Heinrich's V., als deutscher Gastwirth in den beiden Pagen, als Bonifaz in der schönen Pachterin, als Anton im alten Célibataire und hauptsächlich als Michau in der Jagdpartie Heinrich's IV. Ein Theaterfreund sagte eines Tags, als er ihn diese Rolle spielen sah: „Michot und Michau sind eins, und nur die Schreibart ist verschieden.„

Am 21. Juli trat im Nationaltheater Fräulein Mézerai auf, die als Luzilie in den **Dehors** trom-

peurs einen wahren Triumph feierte. Diese Schauspielerin besaß wirklich alle physische Vollkommenheiten; sie war von schlankem, zarten, anmuthigen Wuchs, regelmäßigen, reizenden Zügen und edler Haltung. Ihr Spiel war treffend, lebhaft und voll Gefühl in empfindsamen Rollen, voll Leichtigkeit in denen, wo die Launen ihres Geschlechts vorherrschten. Niemand, wie sie, verstand besser, verächtliche Coquetterie, Unbesonnenheit, Ziererei in der Sprache, affektirtes Schmachten, Schmollen, Vapeurs, Finesse und tolle Lustigkeit darzustellen. Kurz hätte sich die Mézerai nur mit ihrer Kunst beschäftigt, so würde das Publikum zwei Diamanten statt eines im französischen Theater bewundert haben. Allein die verschiednen Leidenschaften, welche diese Schauspielerin so gut darzustellen wußte, die menschlichen Thorheiten, die sie so gut im Theater wiederzugeben verstand, folgten ihr in's Privatleben. Vergnügungssucht und hauptsächlich die Freuden der Liebe beherrschten sie so, daß sie unter den Intriguen, die alle ihre Zeit wegnahmen, ihren Theaterruf nur flüchtig berücksichtigen konnte. Mit einem Worte, diese reizende Schauspielerin war zu faul, um ihr Talent so zu benutzen, wie es das Publikum erwarten konnte. Weil sie sich nicht die Mühe geben wollte, ihre Rollen einzustudiren, überließ sie sich auf der Bühne allein ihrer Inspiration, der es zwar nicht an Geläufigkeit, wohl aber an Würde fehlte. Hierin hatte jene Familiarität, oder

vielmehr Trivialität ihren Grund, die man mit Recht an ihrem Spiel tadelte, da sie vermöge ihres Talentes selbst der Mars in den angenehmen Manieren hätte die Palme streitig machen können.

Die Ausschweifungen der Mézerai mußten traurige Folgen haben. Sie verließ das Theater 1816, und zwar verschuldet, vor der Zeit gealtert und buchstäblich eines Theils ihrer Vernunft beraubt, die nie vermocht hatte, ihren abentheuerlichen Sinn zu zügeln.

In ihrer Jugend spielte Fräulein Mézerai mit hinreißender Anmuth die gebesserte Coquette, die falsche Agnes, Rosine im Barbier von Sevilla und eine Menge andrer Rollen, die nach dem Abtreten dieser Schauspielerin Fräulein Mars zufielen.

Während die französische Komödie sich mit neuen Talenten bereicherte, gewährte die immer mitleidige Montansier zwei berühmten Schwestern ein Asyl, welche vor der Revolution durch Neid und Willkühr vom Théâtre Français entfernt worden waren. Die Demoiselles Sainval wurden der Coterie der Vestris und Raucourt geopfert. Beide treffliche Tragödinnen erschienen wieder zusammen in der Semiramis, welche die Montansier ihrer Truppe zu diesem Zwecke hatte einstudiren lassen. Die ältere Sainval spielte die stolze Königin von Babylon und die jüngere die Azéma. Als sich Beide auf dem Theater befanden, gab es eine Episode, an die Voltaire nicht gedacht hatte. Beide Schwestern waren nämlich brouillirt, und er-

warteten nicht, sich zu begegnen. Als sie einander erblickten, konten sie vor Rührung ihre Thränen nicht zurückhalten, fielen einander in die Arme, und umfaßten sich leidenschaftlich. Das pariser Publikum, für das Alles zum Schauspiel wird, applaudirte, die Schnupftücher entfalteten sich, und der Auftritt war wirklich sehr rührend. Die gute Montansier klatschte in ihrer Loge in die Hände, lachte und weinte zugleich, und rief: „Das ist mein Werk!"

Da ich einmal von den Sainval's spreche, will ich noch einige Worte von ihrem Aeußern und ihrem Talent hinzufügen. Die ältere wurde 1767 im Théâtre Français aufgenommen, wo sie ein Jahr vorher in der Rolle der Ariadne debütirt hatte, und das sie 1779 wieder verließ. Diese Schauspielerin war nur mittelgroß und nicht schön; allein in leidenschaftlichen Rollen belebte sich ihr Gesicht, und ihre Züge erhielten dann einen edlen Ausdruck. Die ältere Sainval glänzte in den ersten tragischen Rollen, als Phädra, Merope, Klytemnestra, Hermione, Ariadne und Dido. Indeß mußte jedenfalls die Situation ihr Spiel begünstigen; in gewöhnlichen Scenen langweilte sie, machte aber wunderbaren Effekt, wenn sie mütterliche Liebe in Verzweiflung, oder eifersüchtige und verrathne Liebe darstellte. Dann zeigte sich das Talent der Sainval in hohem Glanze und reich an überraschenden Wendungen. Dazu besaß sie ein volles, aber biegsames und klangreiches Organ, mit dem sie die Lei-

denſchaft gut ausdrücken konnte, ohne ſich zu überſchreien, und ihr Spiel hatte nichts Geſuchtes.

Das Talent der nur erwähnten Schauſpielerin beſtand alſo hauptſächlich in ihrem Ungeſtüm; dagegen war das ihrer Schweſter eine reizende Milde. Die jüngere Sainval vereinigte ausnehmendes Zartgefühl mit einer angenehmen und rührenden Stimme. Ihrem Geſicht fehlte es zwar an Regelmäßigkeit, aber nicht an Ausdruck. Ihr Anſtand auf der Bühne war edel und beſcheiden; Niemand wußte das Pathetiſche beſſer zu benutzen, wie ſie. Uebrigens beſaß ihr Spiel viel Feinheit, und ſie verſtand unendliche Nuancen in die Einzelnheiten zu bringen. Ich glaube nicht, daß ſie in den Rollen der Ines de Caſtro, Zaire, Iphigenia und Azéma übertroffen worden iſt, die ſie, trotz ihres vorgerückten Alters, noch 1791 im Theater der Montanſier mit hinreißender Anmuth ſpielte. Beide erhielten während ihrer Vorſtellungen vollkommnen Beifall; man fand ihr Talent nur wenig geſunken, und bedauerte, daß die unſere modernen Geſellſchaften vergiftenden Intriguen das Publikum ſo lange ihrer beraubt hatten. Die Direktrice theilte den erſten Triumph ihrer Schützlinge; man lobte ihren Edelmuth bis zur Uebertreibung, und Viele beſuchten ſie in ihrer Loge, während des Zwiſchenaktes, der ſich in Folge der vorhin erwähnten rührenden Epiſode ungemeſſen verlängerte.

Um dieſelbe Zeit hatte die Nationalverſammlung

die Konſtitution von 1791 vollendet, die, kaum entworfen, ſchon beſchworen und auch ſchon verrathen war. Den 3. September, um Mitternacht, legte man die letzte Hand an dies Werk der Wiedergeburt, deſſen erſte Urheber ſtets im ehrenvollen Andenken bleiben werden. Denn obgleich dies neue Grundgeſetz nicht alle Mißbräuche unmöglich machte, ſo begünſtigte es doch offenbar, in reiner Hand, eine väterliche, exekutive Gewalt. Mitglieder der Konſtitutionskommiſſion waren: Syeyes, Talleyrand Périgord, Alexander Lameth, Péthion, Buzot, Target, Briot, Beaumetz, Thouret, Duport der Sohn, Barnave, Chapelier, Desmeuniers und Rabaud St. Etienne; lauter talentvolle Männer, von denen mehrere aufrichtige Patrioten und von untadliger Rechtſchaffenheit waren, deren Namen ich aber verſchweige. Sie zu nennen, würde jedoch ein Vorwurf für die Andern ſein, und mein Geſchäft iſt nur, zu erzählen, nicht anzuklagen.

Ein ſehr weiſes Dekret ging der Vollendung der Konſtitution um einen Tag voran. Es verordnete, wenn drei Legislaturen hinter einander dafür ſtimmen, daß ein Artikel der Konſtitution zu ändern ſei, ſo wird die verlangte Reviſion ſtatt finden. Die Mitglieder der dritten Legislatur können aber nicht bei der Reviſionskommiſſion zugelaſſen werden. Die Nation hat das unbeſtreitbare Recht, die Konſtitution wieder durchzuſehen und zu verbeſſern; allein dem all-

gemeinen Intereſſe gemäß wird ſie vor 1821 von dieſem Recht keinen Gebrauch machen.

Man muß zugeben, daß die Nationalverſammlung in dieſem Dekret unſre Gewohnheiten gehörig berückſichtigte. Die Bedürfniſſe der Zeitgenoſſen waren allerdings auf's Sorgfältigſte erwogen worden. Man ſuchte aber zugleich dem Hange der Nation zu Verbeſſerungen zu genügen, ohne doch ihre Veränderlichkeit zu begünſtigen. Nun kann eine Nation wohl 30 Jahre unter einem Geſetz leben, das ihr große Freiheiten gewährt, und ſeine Rechte ſorgfältig berückſichtigt; allein bei Revolutionen werden Verfaſſungen ſchnell alt; die von 1791 war es ſchon vor Ablauf eines Jahres.

Die Konſtitutionsurkunde wurde ſogleich nach ihrer Vollendung dem Könige durch eine Deputation übergeben, und nach einer Ueberlegung von einigen Tagen ließ der Monarch durch eine Botſchaft der Nationalverſammlung ſeine Sanktion der Verfaſſung zu wiſſen thun (den 14. September). Sofort hörte der Zuſtand der Gefangenſchaft auf, worin ſich ſeit dem 25. Juni die königliche Familie befunden: die Siegel wurden von den Gemächern des Schloſſes abgenommen, und der Garten der Tuilerien, der bisher einer Einöde geglichen, ſtand dem Publikum wieder offen.

Das Wort Gefangenſchaft ſagt hier nicht zuviel. Ludwig XVI., der zu Anfange Auguſts noch einige Spazierfahrten auf den Boulevards und ſelbſt in's

Gehölz von Boulogne machen durfte, sah sich bald auf seinen Palast beschränkt, und erfuhr auf folgende Art, daß er wirklich aller Freiheit beraubt sei.

Als nämlich eines Tages die königliche Familie nebst der Prinzessin Elisabeth nach St. Cloud fahren wollte, drang ein Volkshaufen in den Schloßhof, fiel den Pferden in die Zügel und erklärte unter lautem Geschrei, der König dürfe sich nicht entfernen.

Ein zerlumpter Mensch, ein Sansculotte im eigentlichen Sinne, befahl, auf die Wagenthüre gestützt, dem Monarchen, „in's Schloß zurückzukehren, weil das Volk nicht wolle, daß er seinen Verrath vom 20. Juni erneuere.“

Ludwig XVI. gab mit vielem Rechte einer jener Regungen von Ungeduld nach, von denen er öfters auf seinen Jagden Beweise gab, und hieß dem Kutscher, ohne die erhaltne Zumuthung zu beachten, nur fortzufahren. Diese Entschlossenheit kam aber zu spät; 500 Meuterer warfen sich den Pferden entgegen, packten sie so heftig beim Gebiß, daß sie sich wiederholt bäumten, während zugleich bewaffnete Arbeiter auf die königliche Familie anschlugen, worüber die Kinder ein herzzerreißendes Geschrei ausstießen. Nichts that dieser Volkstyrannei Einhalt; die Königin besonders wurde mit Schmähungen überhäuft und man warf ihr den neulichen Verrath und ihr früheres Benehmen in den empörendsten Ausdrücken vor, wobei Schamlosigkeiten vorkamen, wie man sie kaum an

den ſchlechteſten Orten hört; dies geſchah Alles in Gegenwart einer dreizehnjährigen Prinzeſſin. Ja ein Grenadier der Nationalgarde wagte ſogar die ſchmutzigſten Ausdrücke noch mit den ſchamloſeſten Geberden zu begleiten.

Endlich eilte Lafayette herbei, und tadelte heftig und im Tone der Entrüſtung die unanſtändige Feindſeligkeit jener Banden. Allein Lafayette hatte durch das Musketenfeuer auf dem Marsfelde (den 17. Juli) ſeine Popularität verloren und wurde alſo nicht gehört. Sofort näherte er ſich dem Wagen des Königs und ſchlug ihm vor, die rothe Fahne aufpflanzen zu laſſen. Ludwig XVI. wollte dies aber nicht, und kehrte in's Schloß zurück. Dergleichen Gewaltthätigkeiten erlaubte ſich das Volk gegen den Monarchen während ſeiner Gefangenſchaft. Setzte aber die Annahme der Konſtitutionsurkunde dieſer kläglichen Lage ein Ziel? — Keineswegs, wie die folgenden Ereigniſſe beweiſen werden.

Mit gebrochnem Herzen berichtet die Geſchichte Scenen dieſer Art, und bedauert bitter, ihre Blätter damit beflecken zu müſſen. Wenn aber das Schickſal eines ſo von ſeinem Volke herabgeſetzten Souverains zu beklagen iſt, würde doch das Mitleid aufhören gerecht zu ſein, wenn der Tadel ſich nicht dazu geſellte. — Nein, das Volk überläßt ſich nicht ganz ohne Urſache ſeiner Wuth; es richtet nicht, ohne geurtheilt zu haben, und hatte ſich nicht Ludwig den Unwillen der Nation

zugezogen? Ohne Haß und Vorurtheil habe ich die Ränke berichtet, welche dieser Fürst, meistens von einem unglücklichen Verhängniß getrieben, gegen sie angesponnen, ebenso habe ich seine strafbare Doppelzüngigkeit bemerklich gemacht, und bei der Schilderung dieser Thatsachen eher zu schwache, als zu starke Farben gebraucht. Die Nation, welche die Zukunft nach der Vergangenheit beurtheilen mußte, konnte daher nicht allein dem Könige kein Vertrauen schenken, sondern vermochte auch nicht, so schnell zu vergessen, wie er es verloren hatte.

Jedenfalls wäre zu wünschen gewesen, daß der Zorn des Volks sich in weniger abschreckender Form geäußert; allein wie das Volk offen, rücksichtslos und hastig seine Zuneigung äußert, ebenso giebt es auch seine Unzufriedenheit zu erkennen. Beleidigungen, Schimpfworte und Brutalität sind seine natürlichen Waffen, und es ist zu aufrichtig, um elegante Formen für seine Erbitterung zu wählen. Man kann die beklagen, welche der Sturm der öffentlichen Plätze trifft; kennt man aber die Ursachen desselben, so muß der Unwille sich gegen diese wenden, und man wird sich begnügen, deren Folgen zu bedauern. — Doch, wir wollen zur Annahme der Konstitutionsurkunde zurückkehren.

Noch an demselben Tage, wo der König der Nationalversammlung die Sanktion dieses großen, legislativen Werkes zu wissen gethan, begab er sich in

die Mitte derselben. Hier erneuerte der Monarch den auf dem Marsfelde geleisteten Eid, gegen den er seitdem protestirt hatte, und machte sich verbindlich, die Konstitution mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft aufrecht zu erhalten.

Wäre Ludwig von diesem Augenblick an aufrichtig zu Werke gegangen, und hätte auf die Intriguen in den Gemächern der Königin und die geheimnißvolle Korrespondenz verzichtet, bei welcher Madame Campans den Kopisten machte, hätte es ihm vielleicht gelingen können, wieder einige Popularität zu erlangen. Allein hingerissen von

Dem Geist der Ränke und Intriguen,
Dem Boten von der Kön'ge nahem Fall,

blieb dieser unglückliche Fürst auf den falschen Wegen, denen er seit 1789 gefolgt, und verlor dadurch auch die wenigen Anhänger, welche er unter den niedern Ständen bisher noch gehabt.

Das Folgende, zwar sehr bekannte Dokument kann ich gleichwohl nicht mit Stillschweigen übergehen, weil es vielleicht eine der mächtigsten Ursachen war, die den König vollends zu Grunde richteten, indem man darin sein Einverständniß mit seinen Brüdern und den Emigrirten entdeckt zu haben glaubte. Die Grafen von Provence und Artois richteten nämlich von den Ufern des Rheins folgenden Brief an Ludwig XVI.

„Wir beeilen uns, Ew. Maj. zu wissen zu thun, daß die Mächte, deren Hülfe wir für Sie in Anspruch genommen, entschlossen sind, ihre Streitkräfte zu diesem Zwecke anzuwenden. Der Kaiser und der König von Preußen, der weise Leopold und der Nachfolger des großen Friedrich haben sich so eben hierzu verbindlich gemacht. Die übrigen Höfe sind ebenso gestimmt, und Sie dürfen, Sire, an der lebhaften Theilnahme nicht zweifeln, welche die bourbonischen Könige an Ihrer Lage nehmen, noch an den großmüthigen Gesinnungen des Königs von Sardinien und der Schweizer, der alten Freunde Frankreichs, noch endlich an der Besorgniß, die selbst im äußersten Norden Gustav III. und die unsterbliche Katharine für Sie hegen. Die Briten sind zu edel und aufgeklärt, um sich dieser großen und unüberwindlichen Conföderation zu widersetzen. — — Sire, die Absichten der Souverains, die Ihnen Hülfe leisten wollen, sind rein und ohne Falsch, und haben weder für den Staat noch für Ihre Unterthanen etwas Abschreckendes.“

„Der Zweck der Mächte ist kein andrer, als die Vernünftigen der Nation gegen die Wahnsinnigen zu unterstützen. Uebrigens werden die Franzosen nicht lange ihr Vermögen, ihre Ruhe und ihr Blut aufopfern wollen. Ein Rausch dauert nur eine Zeitlang; bald wird man fragen, warum man kämpft und sich zu Grunde richtet. Die Täuschung schwindet schon

überall. Glauben Sie also nicht, Sire, an die übertriebene Gefahr, womit man Sie zu erschrecken sucht; Gewaltthätigkeiten sind nicht zu fürchten, sobald Niemand Vortheil davon hat, wenn er sie begeht, noch die ihnen folgenden schrecklichen Strafen vermeiden kann."

„Paris weiß, daß mächtige Armeen leicht eine durch den Mangel an Disciplin und durch Gewissensbisse entmuthigte Miliz zurückdrängend, sich auf die treulose Stadt werfen werden. Keiner der Schuldigen könnte dann der strengsten Ahndung entgehn, und Niemand wird sich also derselben aussetzen wollen."

Dies drohende Pathos, diese Sammlung excentrischer Redensarten, von einem jener wenigen Höflinge arrangirt *), welche das Französische zu schreiben wußten, exaltirte die Patrioten nur noch mehr, die man damit erschrecken wollte, und verschlimmerte Ludwigs Lage. Die Feinde dieses Fürsten waffneten sich mit dieser Schrift, und betrachteten sie als ein Zeugniß seines Einverständnisses mit den fremden Mächten und Emigrirten.

Die Nationalversammlung, welche eben das große Werk vollendet, weshalb sie seit fast zwei Jahren in Thätigkeit gewesen, beeilte sich inzwischen, verschiedne accessorische Bestimmungen zu treffen, um endlich ihre

*) Man schrieb diesen Brief Calonne zu.

lange Sitzung zu schließen. Bemerkt muß werden, daß jede der verschiedenen Parteien unter den Repräsentanten von einer neuen legislativen Versammlung ihren Triumph, und die Entfernung der in der jetzigen zu fürchtenden Gegner erwartete. Um nun diese Zukunft schneller zu erreichen, die sich Jeder seinen gesetzlichen oder ungesetzlichen Hoffnungen gemäß dachte, ging die Nationalversammlung bei ihren Schlußarbeiten mit einer Art Uebereilung zu Werke. So reorganisirte sie die pariser Nationalgarde, und theilte sie in 6 Legionen, die aus 60 Bataillonen bestanden. Das Oberkommando dieser Miliz blieb nun nicht mehr in einer Hand, sondern erhielt durch die neue Einrichtung einer der Chefs der sechs Legionen, jedesmal für einen Monat. Dies war eine unglückliche Bestimmung, denn offenbar entstand durch den häufigen Wechsel der obersten Autorität ein verschiedner Einfluß, und die Einheit der Gesinnung, welche bisher die Stärke der Bürgermiliz ausgemacht, mußte bald verschwinden; nicht eine Nationalgarde gab es jetzt zu Paris, sondern sechs. Sodann entstand aus dieser Eintheilung eine Art Rivalität, die stets für den Dienst nachtheilig ist, und welche Lafayette bisher vermieden hatte, indem er die Einwohner der verschiedenen Stadttheile geschickt zu kombiniren wußte, so oft sie zu den Waffen gerufen wurden.

Lafayette, auf diese Art vielleicht aus Eifersucht abgesetzt, und der seit Anfange der Revolution in den

Händen gehabten Macht beraubt, sah jetzt auch den Rest von Popularität verschwinden, den er seit den Ereignissen auf dem Marsfelde noch gehabt hatte. Diese Popularität bestand nur noch in der Erinnerung und in Traditionen, als man sie 1830 wieder auffrischte, um sie, die der ersten Revolution zum Grundstein gedient, auch bei der zweiten dazu anzuwenden.

Indem aber Lafayette unter die übrigen Bürger zurücktrat, zeichnete er sich noch durch etwas, seinem großen Charakter Würdiges aus. Auf seinen Antrag erklärte nämlich die Nationalversammlung am 14. September alle während der Ausarbeitung der Constitutionsurkunde wegen politischer Vergehn eingeleitete Processe für nichtig, und ertheilte eine völlige Amnestie für alle dabei interessirte Personen. Diese Maßregel war sehr weise, denn so lange die Verfassung noch unvollendet war, konnte man deren Verletzung nicht bestrafen, als wenn sie schon sanctionirt gewesen.

Ein Dekret vom 17. September, welches das Reglement für die Jury vervollständigte, bestimmte definitiv die Instruktion des Processes bei den Kriminalgerichtshöfen. Alles ist bereits über dieses schöne Institut gesagt, dem das am ersten zum Herzen sprechende Räsonnement zum Grunde liegt: „heute bist du Richter, morgen kannst du Angeklagter sein.“ — Schon zur Zeit der Einführung der Geschwornen bei

unſrem Kriminalproceß (Januar 1791) hatte Lafayette die Beſorgniß geäußert, man werde die Form der amerikaniſchen Jury nicht unverändert annehmen. Das Dekret vom 17. September rechtfertigte dieſe Beſorgniß; die Nationalverſammlung beging nämlich den großen Fehler, den Druck der Liſten der Geſchwornen drei Monate vorher anzuordnen, wodurch ſie nothwendig dem Publikum bekannt, und ihre Gewiſſen unſicher gemacht werden konnten. Ein anderer Fehler war, nicht beſtimmt zu haben, daß zum Verdict die Einſtimmigkeit der Geſchwornen nöthig ſei. Daſſelbe Dekret hatte auch eine Anklagejury eingeſetzt, welche Einrichtung die Geſetzgebung des Kaiſerreichs aber nicht geeignet fand, und deshalb einen politiſchen Einfluß vermuthen ließ, dem dieſe Vereinigung freier Meinungen zu Anfange eines Proceſſes im Wege geweſen, d. h. da, wo die Ueberzeugung der Geſchwornen noch nicht durch die bei den Juſtizbeamten ſo häufigen Spitzfindigkeiten getrübt war.

Zur Vollſtändigkeit eines Dekrets in Bezug auf den Kriminalproceß gehörten natürlich auch Strafbeſtimmungen. Man modificirte in dieſer Beziehung einige Artikel des Dekrets vom 3. Juni. Dennoch blieb dieſe Arbeit unvollendet, indem die erſchwerenden oder erleichternden Umſtände nicht ſpecificirt waren. Nur der Theil war vollſtändig, welcher von den Attentaten gegen die Conſtitution und die Sicherheit des Staats handelte.

Unter den letzten Arbeiten der Nationalversammlung verdient das Dekret vom 29. September erwähnt zu werden, was jeder von den Gesetzen nicht erlaubten Gesellschaft verbot, eine Korporation unter einem Gesammt-Namen zu bilden, und Beschlüsse in Bezug auf politische Angelegenheiten zu fassen. Hätte man dies Gesetz respektirt, so wäre es um alle Klubs geschehn gewesen, sowohl um die revolutionären, als um die monarchischen und gemäßigten, welche Frankreich erfüllten, und auf tausenderlei Art die Nation beunruhigten. Allein die Repräsentanten, welche im Voraus wußten, daß diese Maßregel unausgeführt bleiben würde, hatten dadurch blos den allem Faktionsgeist rein entgegengesetzten, konstitutionellen Principien huldigen wollen.

Am 30. September, d. h. an demselben Tage, wo die Nationalversammlung ihre Sitzung endigen sollte, dekretirte sie noch die Bildung der königlichen Garde nach den eigenen Vorschlägen des Königs und gemäß einem, im Kabinet des Monarchen entworfenen Plane. Diese Garde bestand in Allem aus 1800 Mann: 1200 zu Fuß und 600 zu Pferd. Drei vom Könige zu ernennende Befehlshaber sollten diese Prätorianer kommandiren, welche nebst einer von der Nationalgarde gegebenen Ehrenwache den Thron zu vertheidigen hatten. Später fügte man noch Schweizer hinzu.

Die königliche Garde bekam eine Uniform, welche von der der ehemaligen Gardescorps wenig verschieden,

aber von zierlicherem Schnitt, militärischer und nicht weniger reich war. Alle Nähte hatte man mit silbernen Tressen besetzt, indem die Bourbons immer gern bei ihren Dienern an die Livrée erinnerten. So trugen die aus dem sogenannten, guten Adel genommenen königlichen Pagen vor der Revolution die völlige Livrée der königlichen Bedienten. Adel und Livrée, diese beiden Worte bilden einen seltsamen Gegensatz.

Der König schloß diese Sitzung der Nationalversammlung persönlich, während der sein öffentliches, wie sein Privatleben so arge Erschütterungen gelitten. Der Monarch drückte sein Bedauern aus, daß die Versammlung sich schon trenne, und andern Legislaturen die Prüfung ihrer eben beendigten Arbeiten überlasse. Seine Majestät beschwor noch einmal jene Konstitution, woran seine Versprechungen schon mehrmals zu Schanden geworden, und sprach mit bewegtem Tone: „Nachdem ich die Konstitution, die Sie dem Reiche gegeben, angenommen habe, werde ich alle durch sie erhaltne Kraft und Mittel anwenden, um den Gesetzen die Achtung und den Gehorsam zu verschaffen, welcher ihnen gebührt. Den fremden Mächten habe ich meine Annahme der Konstitution bekannt gemacht.“

Thouret, letzter Präsident der Nationalversammlung, antwortete dem Könige nur mit unbestimmten, nichts sagenden Gemeinplätzen und gewagten Prophezeihungen über das glückliche Geschäft einer nächsten

legislativen Versammlung. Ein tollkühnes Horoskop, das nicht einmal die öffentliche Ruhe zur Basis hatte.

Als sich der König unter scheinbar einstimmigem Beifall entfernt hatte, sprach Pastoret, Generalprokurator und Syndikus des Departements zu der Versammlung, daß die Freiheit, welche unter dem Scepter der Tyrannen über das Meer geflohen, und sich in den Gebirgen verborgen, auf den Ruf unserer Repräsentanten ihren Thron in unsrer Mitte wieder aufgerichtet hätte. — Er fügte hinzu, seine leidenschaftliche Beredsamkeit mit einer kräftigen Geberde begleitend: „Tod dem Schändlichen, der sich von Furcht täuschen, oder durch Bestechung verleiten läßt, einen Augenblick die Sache des Volks, dessen Committent er ist, zu verrathen."

Während einer politischen Laufbahn von 45 Jahren hat Herr Pastoret seine Meinung nicht geändert. Fortwährend diente er der Sache des Volks; allein er dachte, wenn man 1791 als guter Patriot dieser Sache treu bleiben müsse; so brauche man deshalb sein persönliches Wohl nicht zu vernachlässigen. Man verdankt Pastoret die glückliche Entdeckung, die Sache des Volks so gefügig gemacht zu haben, daß man sie mit etwas Geschick in alle Formen bringen kann, ohne sie zu verrathen — im Moniteur.

Auch die Tribunen hatten bei Ludwigs Entfernung einstimmigen Beifall geäußert, und als Thouret endlich sprach: „Ich erkläre im Namen der konstitui-

renden Versammlung, daß ihre Sitzung beendigt ist," drang das Publikum von eben diesen Tribunen in den Saal, und trug Robespierre und Péthion, die beiden erklärten Gegner der Monarchie und persönlichen Feinde Ludwigs XVI., im Triumph davon.

So endigten die Arbeiten dieser konstituirenden Versammlung, welche man die weiseste von unsern ersten Legislaturen genannt hat. In der That hatten ihre Anstrengungen ein ehrenvolles und rühmliches Ziel; allein dies Ziel konnten sie nicht erreichen, da sich in ihrer Mitte vier verschiedne Parteien befanden, wovon nur eine rein konstitutionell war; allein diese bildete nicht die Majorität. Dieser repräsentative Körper gab Frankreich eine Konstitution; allein während man daran arbeitete, wußten die Gesetzgeber nicht einmal die Menge hinlänglich zu zügeln, um deren Ausführung zu sichern. Sie hatten vom Volke die Keule des Herkules erhalten, und ihre erste Pflicht war, jene Hyder von Faktionen zu vertilgen, deren drohende Häupter sich bis in die Versammlung drängten, wo man über Unterdrückung aller Gewaltthätigkeiten und Verrätherei berathschlagte. Man hätte ohne Scheu die strafbare Doppelzüngigkeit eines Hofs enthüllen sollen, der stets eine Treue versprach, die er fortwährend und auf tausenderlei Art verletzte. Man hätte zu den faktiösen Feinden der geschwornen Treue sagen sollen: „Mit Eurem eignen Eid bewaffnet, werden wir Euch bestrafen, wenn Ihr ihn brecht."—

Man hätte den Muth haben sollen, dem Monarchen etwa Folgendes zu erklären, was große Katastrophen verhütet hätte: „Sire, die Ereignisse haben Ihnen hinlänglich bewiesen, daß jede reelle Gewalt vom Volke kommt; also verzichten Sie auf Ihre Ideen vom göttlichen Rechte, oder Sie richten sich dadurch zu Grunde. Haben Sie nicht Kraft genug, uns konstitutionell zu regieren, ohne daß wir Sie beständig mißtrauisch beobachten müssen, so steigen Sie vom Thron, damit man nicht später genöthigt ist, Sie herabzustürzen. Es handelt sich nicht mehr um Ihre Größe, Ihren Ruhm, Ihr persönliches Wohl, sondern um Größe, Ruhm und Wohl einer mächtigen Nation; der Glanz des Throns darf nur ein Wiederschein der Nationalmacht sein."

Hätte die konstituirende Versammlung so zu Ludwig gesprochen, und ihm auf diese Art das Gewissen geschärft, so würde auch die letzte Täuschung verschwunden sein, und die Nation konnte später den Monarchen gesetzlich absetzen, brauchte ihn aber nicht zu opfern, da er durchaus nur der Mann von Gottes Gnaden, der durch Erbrecht König Gewordne zu sein wußte. — An regierenden Dynastien fehlt es den Völkern nie.

Die Nationalversammlung handelte aber anders, und entfernte sich, zufrieden, der Nation einen Vertrag zu hinterlassen, der sie nicht an einen hinterlistigen Monarchen knüpfen konnte, welcher durchaus

keine konstitutionellen Sympathieen für dieselbe hegte. Es hieß dies ein Kraftmittel bei einem Körper brauchen, welcher der Auflösung nahe war.

Die sogenannte gesetzgebende Versammlung, deren Mitglieder seit einiger Zeit schon gewählt waren, eröffnete ihre Sitzung am ersten Oktober, also am Tage nach Auflösung der konstituirenden Versammlung. Dieser repräsentative Körper bestand aus 750 Deputirten, von denen über 400 dem Gerichtsstande angehörten. Der Einfluß der Advokaten auf die Menge ist immer ein Unglück zu nennen gewesen, und erfüllte seit der ersten Nationalversammlung bis auf unsre Tage die legislativen Schranken mit jenen von Amtswegen spitzfindigen Männern, die nur zu oft die Beredsamkeit ihres Geschäfts, statt der reinen Ueberzeugung auf die Tribune brachten, welche jeder bei politischen Diskussionen geäußerten Meinung zum Grunde liegen muß. Ich achte recht sehr eine leider nöthig gewordne Profession, allein stets werde ich behaupten, daß die Formen der bei Processen üblichen Beweisführung für den Gesetzgeber nicht passen. Der Advokat, welcher ohne Unterschied eine gute, wie eine schlechte Sache übernimmt, wird da ein gefährlicher Redner, wo mit den Waffen der Gewissenhaftigkeit, Treue und Wahrheit zu kämpfen ist. Verbindet man nun mit diesen Ungelegenheiten, welche ohne Beimischung von Ehrgeiz und Privatinteresse, einzig das Resultat der gerichtlichen Geschäftsthätigkeit sind, noch den Einfluß der

Bestechung, um wie viel verderblicher muß nicht dadurch die Gewandheit der Advokaten werden? Wir haben jetzt eine lange Erfahrung in dieser Beziehung vor uns, und meine Leser wissen, wie aufrichtig die Advokaten seit 45 Jahren in repräsentativer Beziehung zu Werke gegangen.

Alle gesetzgebende Versammlungen der Revolution hatten den Fehler, das Eigenthum, ohne Zweifel das erste Interesse einer Nation, zu wenig zu repräsentiren. Bei den Versammlungen dieser Art seit der Restauration fand aber grade das Entgegengesetzte statt. Indeß mußte der erstre Fehler weniger Nachtheile haben und hatte sie auch wirklich, als die dem Besitz ausschließlich bewilligte Repräsentation. Die Wahlen fielen früher, im Allgemeinen, auf Männer, welche zu aufgeklärt waren, um die Bedürfnisse des Besitzes zu vernachlässigen, während Unwissenheit und Egoismus, die sehr häufig das Erbtheil der vom Glück Begünstigten sind, neuerdings nur den materiellen Interessen dienten.

Vielleicht kann gesagt werden, daß die Mitglieder der legislativen Versammlung und des Convents sich nur den Unordnungen überließen, die man mit Recht an ihnen getadelt, weil sie nichts zu verlieren hatten, durch die Anarchie aber viel gewinnen konnten. Diese gewöhnliche Beschuldigung verdient keine ernste Widerlegung. Unter allen Parteimännern, die Frankreich zittern machten, bereicherten sich vielleicht kaum sechs,

und fast Alle haben ihr Leben im Elend geendet, oder werden es darin enden. Sind denn die Steuerpflichtigen, die 100 bis 1000 Franken zahlen, und deren Vermögen unsern modernen Gesetzgebern eine so hohe Garantie schien, auf den legislativen Bänken von aller Verführung frei geblieben, und waren sie tadellos im Amte, wenn sie durch Intriguen Staatsmänner wurden? — — Wir wollen sehen, ob Jemand bis auf einige seltne Ausnahmen mit ja zu antworten wagt!

In unsern Tagen ist viel Rühmens darüber gemacht worden, daß die Deputirten nicht bezahlt würden, und doch war vielleicht nie eine Maßregel der Regierung geeigneter, sich Anhänger zu verschaffen. Die revolutionären Regierungeen bezahlten mit Recht die ihren häuslichen Geschäften entzognen Deputirten, um sie für die Vernachlässigung ihres Privatinteresse während der Zeit ihrer legislativen Funktionen zu entschädigen. Dagegen bezahlte die Restauration mit Präsidentschaften, Richterstellen, Präfekturen und Generalaten diejenigen, welche sie für sich gewinnen wollte. Die Revolution kaufte die Zeit der Gesetzgeber, die Restauration aber ihre Gewissen.

Unter den Mitgliedern der legislativen Versammlung, welche sich die neue Konstitution zum Evangelium machen wollten, gab es eine kleine Anzahl, die sich seitdem eine gewisse Berühmtheit erworben haben, wie Stanislas Girardin, Mathieu Dumas,

Becquey, Hua, Jaucourt, Bigot de Preameneu und Lemontey. Von den neuen Repräsentanten, deren Pläne über die durch die Konstitution gesteckten Grenzen hinausgingen, will ich Folgende erwähnen: Brissot, Bazire, Carnot, Condorcet, Herault de Séchelles, Chabot, Gensonné, Guadet, Mailhe, Merlin de Thionville, Quinette, Vergniaud, François de Neufchâteau und der wilde Danton, der sich schon als Unruhestifter bemerklich gemacht hatte. Die Wahl dieses Deputirten geschah unter seltsamen Umständen, die ich berichten muß.

Danton hatte an der Volksbewegung am 17. Juli auf dem Marsfelde Theil genommen, weshalb ein Anklagedekret gegen ihn erlassen wurde, dem er sich aber durch die Flucht zu entziehen wußte. Zu derselben Zeit drohte dem leidenschaftlichen Redner Verhaftung wegen Schulden, und der warme Vertheidiger der Freiheit sah also die seinige doppelt in Gefahr. Unterdessen hatten sich die Wähler versammelt, und Danton begab sich zu ihnen, um auf sie den Einfluß auszuüben, den er in den Klubs und den tumultuarischen Versammlungen der öffentlichen Plätze so gut geltend zu machen wußte. Als er nun inmitten einer Gruppe mit donnernder Stimme sprach, um die Stimmen der Wähler für sich zu gewinnen, kam ein Huissier Namens Damien, seine Vollmacht in der Hand, in die Versammlung, drang durch den Danton umgebenden Haufen, und wollte den Redner

ohne Weiteres verhaften. Allein dieser gewahrte kaum den Agenten seines Gläubigers, als er in einem Tone, von dem die Gewölbe der Kirche St. Méry wiederhallten, anhob: „Was willst Du hier, feiler Diener der Chikane?“

„Ich komme im Namen des Gesetzes und der Gerechtigkeit,“ antwortete der erschrockne Huissier, „um mein Amt zu verwalten, und Sie aufzufordern, auf der Stelle in meine Hände zu bezahlen.....“

„Siehst Du nicht, Elender,“ fiel ihm Danton ins Wort, „daß Du die Souveränität der Nation verletzt?“

„Aber, mein Herr,“ entgegnete der Diener des Gesetzes, „es ist jetzt Mittag, und diese Kirche kann außer der Zeit des Gottesdienstes kein Asyl sein; also nehme ich Sie fest, gemäß dem Befehl, der.....“

„Fort, Schändlicher!“ rief der Schuldner und schlug dem Huissier seine Papiere aus der Hand, „fort! oder ich lasse Dich durch dies Volk in Stücke zerreißen, das Du beleidigst, und dessen schönstes Vorrecht Du eben verletzt hast. Zu Hülfe, Bürger! nicht Danton beleidigt man in diesem Heiligthume Eurer Rechte, sondern Euch selbst. Befreit mich von diesem Aristokraten!“

Es bedurfte blos dieser Losung und sofort schaarten sich die Wähler um den armen Huissier, und stießen und rissen ihn hin und her.

„Auf die Hauptwache!“ riefen Einige, „an die Laterne!“ Andre.

Zum Glück kam ein Piquet der Nationalgarde herbei, und rettete den zu kühnen Agenten der Justiz aus den Händen des von Danton aufgeregten Volks.

„Meine Papiere!“ rief er in der Mitte der umgebenden Gardisten, welche ihn abführten.

„Vorwärts,“ erwiderte die pariser Patrouille.

„Meine Vollmacht!“ begann der Huissier wieder mit kläglicher Stimme.

„Vorwärts!“ entgegnete der Korporal, und stieß ihn heftig in die Rippen.

„Ich werde aber für das Geld in Anspruch genommen werden.“

„Desto besser, Blutegel; so mußt Du wieder von Dir geben, was Du eingesogen,“ antwortete laut lachend der Mann mit den wollenen Litzen, und das ganze Detachement äußerte laut seine Freude über diesen geistreichen Spaß.

Während man den armen Damien in St. Mery zum Tempel hinauswarf, mit der ausdrücklichen Warnung, daß er wie sein Namensvetter zerschlagen werden würde, wenn er zurückzukehren wagte, zerriß Danton, als ein Mann, der die Umstände gut zu benutzen wußte, die aufgeraffte Schuldverschreibung seines Gläubigers in kurz und kleine Stückchen, die Zählung der Stimmen aber, welche in diesem Augenblicke erfolgte, belohnte ihn für diese rechtschaffne

Handlung. Der Präsident der Versammlung erklärte ihn zum Deputirten von Paris.

Als die legislative Versammlung ihre Sitzung eröffnet, und Ludwig in ihrer Mitte seine konstitutionellen Versprechungen erneuert hatte, erließ der Monarch zugleich eine Proklamation an die Emigrirten, um sie von seiner freien und vollkommnen Anhänglichkeit an diese Konstitution zu überzeugen, und aufzufordern, sich ihr anzuschließen; allein zu derselben Zeit wurden ins Geheim Volksredner organisirt und bezahlt, welche die öffentliche Meinung zu Gunsten des Königs bearbeiten sollten, und es gab deren sogar auf den Tribunen der Nationalversammlung. Zeitungen wie Le Chant du Caq, das Journal à deux liards und de la Cour, und L'ami du roi schrieben im Interesse der Monarchie und die Beweggründe zu dem Allen waren die Subsidien des Hofs.

Rundschreiben, die nicht vom Auslande kamen, befahlen dem in Frankreich gebliebenen Adel, sich den Getreuen an den Ufern des Rheins anzuschließen, welche die Rebellen bekämpfen wollten. Die Landedelleute verließen ungern die Annehmlichkeiten ihres häuslichen Lebens, und Viele unter ihnen vermochten nicht, sich von dem gewaltigen Kamin ihrer Väter zu trennen, über dem irgend einer derselben, der es bis zum Obersten gebracht, in Lebensgröße prangte, als der Held, auf den sich der Ruhm der Familie gründete. Diese Royalisten empfingen versiegelte Briefe

voll bitterer Vorwürfe und von einer Spindel oder einem Spinnrocken, dem Symbol ihrer Weichlichkeit begleitet.

Allerdings erhielten viele dieser Edelleute, welche mit den Beweisen ihrer Treue zögerten, tagtäglich von ihren emigrirten Verwandten wenig tröstliche Nachrichten über die Erstlinge des ihnen versprochnen ewigen Ruhms. Mehrere Hundert hoch betitelter Personen sahen ihre aus Frankreich mitgenommenen Hülfsquellen erschöpft, und waren genöthigt, zu verschiednen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um jenen Hunger zu stillen, der den Vornehmen wie den Geringen plagt. Mancher Obrist wurde Hauslehrer bei einem deutschen Baron, und sühnte, in die Syntax vertieft, seine Verschwendung von Coblenz; der oder jener Maréchal de camp, dem der Prinz von Condé seit 18 Monaten das Kommando über eine Kavaleriebrigade versprach, machte unterdessen in einem Städtchen Westphalens Papierlaternen, und ich weiß nicht, welche Marquise, der der Graf Artois für von seiner Hoheit sehr geschätzte Dienste, den Tabouret bei der Königin, nach der triumphirenden Rückkehr der Emigrirten verheißen, befreite inzwischen die hübschen Kinder eines protestantischen Pfarrers von jenen nagenden Schmarotzer-Thierchen, welche die Jugend zuweilen inkommodiren.

Ich habe, glaube ich, schon erwähnt, daß sich meine Mutter zu Anfange von 1791 nach England

begab, um von den Emigrirten einige Schulden einzutreiben, und daß sie, ohne unser pariser Handelshaus zu schließen, eins in London eröffnete. Ihre Hoffnungen in erstrer Beziehung wurden vollkommen getäuscht; allein das neue Etablissement von Piccadilly glückte, und entschädigte uns sehr reichlich für unsern Verlust. Unsre Kundschaft bestand aber nur aus Engländern, wenn ich nicht eine ununterbrochne Reihe hochadliger Bittsteller auch so nennen will, deren Titel die Fleischer nicht für Kreditbriefe annehmen wollten.

Meine treffliche Mutter, welche ihr Leben damit zubrachte, sich Undankbare verbindlich zu machen, öffnete ihre Börse auch diesen Emigrirten, welche die ihnen geleisteten Dienste weniger anerkannten, als irgend Jemand. Unser londoner Haus war für sie ein wahres Hospiz; zu Ende des Jahres 1791 hatte sich dort eine ganze Gesellschaft alter Priester angesiedelt, die drei bis vier Monate in diesem Asyl zubrachten, und meine Mutter nur mit Segnungen bezahlten, die übrigens so fruchtbringend waren, daß uns zu derselben Zeit für 30,000 Franken französische Waaren von der englischen Douane konfiscirt wurden.

Unter den Emigrirten galt das Haus der Madame Touchard als eine unerschöpfliche Quelle von Gefälligkeiten und Wohlthaten. Sollten Sachen, die man in Frankreich verborgen, oder dort versteckte Gelder herbeigeschafft werden, so wurde Madame Tou-

chard darum ersucht, und dasselbe geschah, wenn kostbare Mobilien in Paris veräußert, oder Ballen mit werthvollen Gegenständen nach London geschafft werden sollten. Fast immer machte meine Mutter bei dieser Gelegenheit Vorschüsse, ohne eine andere Garantie als die einer Rechtschaffenheit, deren Richtigkeit sie schon öfters kennen gelernt.

Indeß war diese so große und uneigennützige Güte gegen die den Gesetzen des Vaterlandes widerstrebenden Franzosen nicht gefahrlos. Mein Vater, der im Departement der Loire und Cher beträchtliche Besitzungen hatte, und sich öfters in jenem Theile Frankreichs aufhielt, konnte dadurch sein Vermögen und seine persönliche Sicherheit bedroht sehen, was auch zwei Jahre später wirklich Statt fand. Hätte meine Mutter, die nicht zur Emigration gehören wollte, sich nicht beeilt, zurückzukehren, so wären unsre Güter sequestrirt worden, und mein Vater, schon für verdächtig erklärt, hätte vielleicht auf dem Schaffot enden müssen.

Ohne Zweifel wird der Leser denken, meine Familie sey glänzend von der Restauration belohnt worden, als die Stützen der Legitimität nach fünfundzwanzigjährigem Exil zurückkehrten. Dem war aber nicht so. Die meisten Emigrirten stellten sich, als kennten sie meine Mutter nicht mehr, und die, welchen sie baare Vorschüsse geleistet, verleugneten sogar ihre eigne Unterschrift, weil sie dieselbe inzwischen ge-

ändert, ja, die Prinzen erkannten nicht einmal die Schulden an, welche die Gräfinnen von Provence und Artois vor der Revolution in unsern Magazinen gemacht hatten. Für meine Person hatte ich 1814 eine höhere Anstellung bei der Armee inne, und war nun unter den Ersten, die abgesetzt wurden. Was denken Sie von dieser Dankbarkeit der Bourbons?

In England und Deutschland gab es aber auch fleißige Emigrirte von Rang, die sich durch Arbeit und Industrie gegen das Unglück zu schützen wußten. In London kannte ich einen Generallieutnant, der den Fechtmeister machte, mehr wie einen Grafen, der Concerte gab und Gräfinnen, die Unterricht im Pianoforte=spielen ertheilten, und dabei ihre niedlichen Füße, welche früher die Bewundrung der Gardesducorps auf der großen Treppe von Versailles erhielten, bis an die Knöchel mit Straßenkoth besudelten. Bekannt ist der salatwürzende Marquis *), den Briat de Savarin in

*) Der Marquis wurde Morgens durch ein Billet zu dem oder jenem Lord bestellt. Zur bestimmten Stunde begab er sich mit einem Kästchen von Akajouholz mit vergoldetem Schloß unter dem Arme in einem ihm gehörigen eleganten Cabriolet, den Degen an der Seite, dahin, wo er in Gegenwart der Gäste Oel, Weinessig, Salz und Pfeffer aus seinem Kästchen nahm, den Salat würzte, ihn dem zum Mischen desselben bestimmten Diener übergab, vom Hausherrn eine Guinee empfing, und sich hierauf verbeugte und wieder entfernte.

seiner Physiologie des Geschmacks erwähnt, und der drei bis vier Guineen den Tag verdiente.

Offenbar war er klüger, als seine Genossen, die zu Coblenz räsonnirten: „Jene Bürgerpatrioten können mit Peitschen verjagt werden; diese Kerls mit Epauletten und Degen, kurz, diese ganze Canaille wird sich zerstreuen, sobald wir über die Grenze gegangen sind. Wer für die Konstitution gestimmt hat, wird gehängt, und gerädert, wer den Eid im Ballhause geleistet und die Abschaffung des Adels und der Feudalrechte votirt hat. Keine Gnade und Nachsicht, sondern Galgen und Kerker; so muß regiert werden."

Auf alle diese Prahlereien erwiderte man in Frankreich: Sie mögen nur kommen. Man sang ça ira und ging ins Schauspiel, in Erwartung des großen Drama, das sich mit der Hängerei endigen sollte, welche die Emigrirten ankündigten.

Die Menge eilte nach der Oper, um die zauberischen Reize des Ballets „Psyche" zu bewundern, das man gegen Ende Septembers gab. Diese allerliebste Composition von Gardel, diese mimische Oper vereinigte alle Gattungen von Reizen in sich, und fesselte alle Sinne. Natürlich darf die Mythologie heutzutage nicht mehr auf dem Theater vorkommen, und zwar aus dem vorzüglich logischen Grunde, weil sich unsre Väter daran ergötzten, wir aber uns nicht nach Art derselben vergnügen können, ohne uns sehr geistreiche „Perrücken" nennen zu lassen. Im Jahre

1791 ließ man sich aber gern mit Jupiter, Venus, Mars, Zephyr und Amoretten erfreuen, und war so gutmüthig, über das eheliche Unglück des hinkenden Vulkan zu lachen; es war dies eine Zeit unschuldiger Vergnügungen. Jetzt haben wir unsres unbegrenzten Gedankenflugs würdigere Freuden. Wie groß werden nicht unser Geschmack und unsre Begriffe der Nachwelt erscheinen, wenn diese sie überhaupt zu begreifen und zu erklären versteht!

Fräulein Millier war keine hübsche Psyche; allein Leichtigkeit und ungezwungne Anmuth ersetzten bei ihr die Schönheit. Ich glaube, daß sie auf dem Theater nicht schwerer war als die Taglioni und ebenso oft in den Lüften lebte. Den Amor spielte Vestris, und die alten Besucher der Oper mögen entscheiden, ob man in diesem Tänzer den Sohn der Venus zu sehen glaubte, wenn nicht Entrechats und Pirouettes als Attribute des Gottes der Liebe betrachtet werden.

Die schönen Geister wurden übrigens der Psyche etwas untreu, um im Théâtre Français den Conciliateur ou homme aimable zu sehn, ein Lustspiel in fünf Akten und in Versen von Demoustier, dem Verfasser der „Briefe an Emilie.“ Diese Dichtung war in einem weichlichen Tone gehalten, und langweilig und kraftlos. Kein uninteressantes Sujet konnte aber jemals eleganter ausgeschmückt worden sein; angenehme Details waren im Ueberfluß darin vorhanden,

und eben so Fluthen von Geist; das Ganze glich einem Bouquet von zwar süßem, aber ziemlich fadem Geruch. Vielleicht paßte die Manier des Verfassers nicht für den Stoff, oder vielleicht war er auch seines Stoffs nicht mächtig. Die leidenschaftslose Eigenschaft, welche man Liebenswürdigkeit nennt, ist auf dem Theater so unbedeutend, wie möglich. Jemand, der fünf lange Akte hindurch nur fade Dinge und moralische Gemeinplätze in Rosenwasser vorbringt, kann nicht interessiren, und wenn er die hübschen Sachen mit noch so viel Talent vorträgt. Fleury und Fräulein Mézerai thaten ihr Möglichstes bei der Aussaat dieser schönen Phrasen; allein die Schlafsucht behielt die Oberhand, und das Publikum sagte gähnend: „Gott, wie geistreich das ist!“

Nicht ebenso wurde im Theater der Straße Feydeau eine kleine, komische Oper, der Club des bonnes gens, aufgenommen.

Eine Volksgesellschaft hat sich nämlich bei einem Bauer gebildet, dessen Nachbar der Pfarrer des Orts ist, ein toleranter und wahrhaft vom Geist des Evangeliums durchdrungener Priester. Man lärmte und zankte sich in diesem Jakobinerklub im verjüngten Maaßstabe, und des Hasses wurde dort kein Ende. Der gute Geistliche, den dieser Lärm mehr betrübt, als sonst beschwerlich ist, beabsichtigte also, den stürmischen Diskussionen in seiner Nachbarschaft Einhalt zu thun. Den Pfarrer trennte eine in ziemlich schlechtem Zu-

ſtande befindliche Mauer vom Klub; dieſer Punkt iſt von Bedeutung.

Auf einmal will der Pfarrer auch ſeinen Klub haben; ſeine Freunde verkleiden ſich in Charlatans, machen Muſik, und treiben Poſſen über Poſſen im Garten der Pfarrwohnung. Die Sansculotten daneben, neugierig ihre luſtigen Nachbarn zu ſehen, drängen ſich an die Mauer, welche ſie von ihnen trennt, und klettern hinauf, bis die wankelmüthige zuſammenfällt und beide Klubs nur einen bilden. Natürlich benutzt der Pfarrer dieſe Gelegenheit, ſeine Pfarrkinder zum Guten zu ermahnen, und ſie zu beſchwören, Alle nur einen Pfad zu verfolgen, und einer Meinung zu huldigen, nämlich den der Tugend und der der rechtſchaffenen Leute.

Die Allegorie dieſer kleinen Oper wurde gut aufgenommen, und die Heiterkeit des Werkchens machte deſſen Glück. Der Schauſpieler Vallière gab die Rolle des Pfarrers trefflich. Verfaſſer war der Vetter Jacques *), ſchon bekannt durch mehrere Gelegenheitsſtücke, die ſämmtlich in einem, ohne Zweifel ſehr achtungswerthen Geiſte der Verſöhnung geſchrieben waren, der ſich aber in jener Zeit allgemeiner Aufregung kein Gehör verſchaffen konnte. In dem revolutionären Schmelztiegel befanden ſich zu viele mit einander

*) Beffroi.

unverträgliche Dinge, als daß ein glückliches Ganzes daraus hätte entstehen können.

Das italienische Theater, wo der Aristokratismus zu Hause war, und eine Zuflucht der Absolutisten, opferte nur selten den neuen Ideen, und feierte Gelegenheitsfeste nur aus Politik. Die königlichen Schauspieler blieben dort gern ihrem alten, romanhaften Repertoir treu, welches die Reize der Aktricen und die schönen Formen der Akteurs geltend machte. Eine doppelte Glücksmine, welche galante Herrn, und vornehme, den Schwächen der Liebe zugängliche Damen seit langen Jahren einträglich machten. Wär es möglich von manchen Geheimnissen den Schleier zu lüften, wie viele Clairval, Menier Granger, Michu würde man unter den stolzesten Familien der Vorstadt Saint-Germain finden!

Das italienische Theater gab also 1791, treu seiner alten Neigung, eine aus Adèle et Théodore, einem Roman der Gräfin Genlis, gezogene Oper. Der Verfasser, Marsolier, hatte diesem Stoffe noch mehr Schatten gegeben, und ein ziemlich düsteres Drama hervorgebracht, das Camille ou le Souterrain hieß. Schon beim Lesen des Zettels sah man die Zuschauer schaudern. Dies Werk, worin der Zufall eine große Rolle spielte, und das in mehrern Partien pathetisch, überhaupt aber ziemlich gut ausgeführt war, hatte aber auch einige komische Stellen, die der Schauspieler

Trial sehr belustigend wiedergab, und besaß alle jene Elemente der Unwahrscheinlichkeit, wodurch Opern, der Vernunft und dem Geschmack zum Trotz, gewöhnlich ihr Glück machen. Die Musik war von dem fruchtbaren Daleyrac, und verdiente Lob, besonders in den Ensembles. Die Schauspieler Philippe, Solié und Trial, sowie die Schauspielerinnen Dugazon, St. Aubin und Carline wetteiferten mit einander bei der Aufführung und der Erfolg war glänzend und dauernd.

Zu Anfange des Jahres 1792 bestand eine französische Komödie in der Vorstadt St. Germain, eine andre im südlichen Theile und eine im nördlichen Theile des Palais-Royal (das Theater der Montansier) und zu Ende desselben Jahres wurden noch zwei neue Theater, eins im Marais, das andre in der Straße St. Martin eröffnet. Von dem ersteren will ich zuerst sprechen. Es befand sich in der Straße Culture-Sainte-Catherine, und spielte zuerst am ersten September. Leute von Geschmack fanden das Haus eng, einfach, selbst etwas alterthümlich, und die Stutzer ermangelten nicht, zu äußern, das Ganze sei diesem Stadttheile angemessen. Man spielte zur Eröffnung dieses Theaters die Metromanie, eins der Meisterstücke der französischen Bühne. Das Publikum fand dabei Gefallen an dem Schauspieler Baptiste dem Aeltern, der in den ersten Rollen auftrat, und gewann ihn seitdem lieb. Die übrige Truppe schien an dem Herkommen der Komödie zu hängen.

Das Theater in der Straße St. Martin, genannt Theater Molière, wurde im Oktober 1791 von Bourſault begründet, einem ehemaligen Mitgliede der franz. Komödie, das noch lebt, und von dem ich erſt einige Worte ſprechen muß, ehe von dem von ihm begründeten Theater die Rede ſein kann. Bourſault iſt der Enkel des Verfaſſers des Mercure galant; er wurde Schauſpieler wider Willen ſeines Vaters, und zog Anfangs im Lande umher, 1778 ſpielte er auf unſrem erſten, komiſchen Theater und trat mit glänzendem Erfolg im Misanthrope, l'Homme du jour und l'Homme singulier auf. Jeder Triumph erregt aber Neid; Bourſault wurde bald der Gegenſtand von Verfolgungen intriguirender Rivalität. Er verließ alſo die franzöſiſche Komödie, und ging nach Lyon, wo Madame Lobreau, Directrice des großen Theaters, ihn ausgezeichnet aufnahm. Er trat dann nach einander in Marſeille, Toulouſe und Bordeaux auf und wurde überall, ſowohl in der Tragödie, als im Luſtſpiel, für den erſten Schauſpieler der Provinz erklärt. In Bordeaux hatte er das Glück, wie der verſtorbene Lekain, 300 Franken für jede Vorſtellung zu erhalten, und gab deren vierzig.

Bourſault, (genannt Malherbe) war von mehr, als mittlerer Größe, hatte große, ausdrucksvolle, feurige Augen, ein ſchönes Geſicht und belebte Züge. Niemand beſaß auf der Bühne eine edlere Haltung und einen anmuthigern Gang. Seine biegſame, helle und

umfangreiche Stimme eignete sich zum Pathetischen und Kräftigen; sein Spiel war lebendig und hinreißend. Ihm verdankt man eine Neuerung, ohne welche das antike Kostume nicht treu sein konnte. Er erschien nämlich zuerst in der Tragödie in fleischfarbnen Tricot und mit entblößten Armen.

Während seiner Anwesenheit zu Marseille faßte er 1790 den Plan, in Paris ein Theater zu begründen, und ihm den Namen unsers großen Lustspieldichters zu geben. Im Jahre darauf wurde dieser Plan ausgeführt. Das Theater Molière wurde mit der „eisernen Maske" eröffnet, einem Lustspiel in 5 Akten und in Versen, dessen Verfasser nicht genannt wurde, obgleich das Stück hübsche Situationen enthielt.

Vom Theater Molière und dessen Gründer wird später wieder die Rede sein; jetzt aber muß ich noch zwei andere Stiftungen derselben Art erwähnen.

Das Theater in der Straße Louvois wurde im Oktober 1791 eröffnet; man gab dort komische Opern und das erste dort aufgeführte Stück hieß, glaube ich: Nantilde et Dagobert. Der Inhalt war ungefähr der folgende: Der treffliche König Dagobert ist in eine Nonne, Namens Nantilde verliebt, die, wie alle Nonnen auf dem Theater, ihr Gelübde wider Willen ablegte. Der König, der seine Ursachen hat, das Kloster zu besuchen, wo sich seine Freundin langweilt,

übergiebt ihr ein zärtliches Billet, ganz so gut, wie etwa, tausend Jahre später, ein Stutzer des Oeil de Boeuf gethan hätte. Die Aebtissin, so klug wie eine Theaterprinzessin, bemerkt, daß ihre Untergebene das königliche Billet in ihrem Busen verbirgt und das arme Mädchen wird deshalb bei Wasser und Brot in einen finstern Kerker gesperrt, was natürlich für die Favorite eines Königs sehr hart war. Seit Ende des Jahres 1789 wurden aber die Nonnen von ihren Aebtissinnen nie besser behandelt. Indeß war es immer viel gewagt, unter der Regierung eines so mächtigen Monarchen, der die Kirche von St. Denis bauen ließ, und bei seinem Leben so viel im Paradiese galt, daß Jesus Christus in Person die nur genannte Kirche einweihte. *)

Dagobert hörte kaum davon, als er auch mit seinen Höflingen voller Wuth nach dem Kloster eilte, und gewiß hatte er auch seine Hunde bei sich, die bekanntlich seine besten Freunde waren. Er fordert dort mit starker Stimme seine Geliebte; die Aebtissin aber, von den Bischöfen und der Clerisei unterstützt, will Widerstand leisten; allein Alle müssen sich am Ende der Gewalt fügen. Die Aebtissin unterzeichnet den Befehl zur Befreiung ihrer Gefangenen und hierauf giebt Dagobert, als ein guter Fürst, der Aebtissin einen sehr zärtlichen Brief zurück, den diese an einen

*) Das erzählt die Chronik von St. Denis.

Erzbischof schrieb, dessen Stimme noch eindringlicher war, als die des Königs, und den Dagobert hatte auffangen lassen, um der Verfasserin desselben eine Verlegenheit zu ersparen.

Die geistlichen Liebenden hätten also wegen dieses Edelmuthes dankbar sein sollen; allein sie zogen vor, die Freude des guten Königs zu trüben, indem sie das Volk gegen ihn aufwiegelten, und bei Trompetenschall bekannt machen ließen, seine Majestät habe die Gesetze des Klosters verletzt, denen, wie man eben gesehn, der Erzbischof und die Aebtissin ausnehmend treu waren. Allein der Dagobert der Oper ist ein großer Philosoph; er spricht zu seinen Unterthanen im Jahre 630 von den Menschen- und Bürgerrechten, und beweist ihnen mit bewundernswerthen Gründen, das Klosterleben sei den bürgerlichen Gesetzen zuwider. Das ist nun sehr wahrscheinlich für jene Zeit, und das Volk, das sich immer durch vernünftiges Zureden besänftigen läßt, vorausgesetzt, daß es zu hören geneigt ist, ruft dann am Ende: Es lebe die Nation! es lebe der König! und hilft die Hochzeit dieses constitutionellen Monarchen des siebenten Jahrhunderts feiern.

Dieses Meisterstück von lyrischem Patriotismus war von Piis, und die Musik dazu von Combini.

Ehe ich mein dramatisches Bulletin schließe, muß ich meinen Lesern noch von einer Wiederholung der Echos von Versailles Rechenschaft geben, die 1791

bis Paris vernommen ward. Eine sehr junge Schauspielerin wurde auf dem Theater zu Versailles wegen einer Feinheit des Spiels bewundert, die man in einem so zarten Alter bisher noch nicht beobachtet hatte. Diese junge Schauspielerin war Niemand weiter, als Fräulein Mars, die 37 Jahre lang das Entzücken von ganz Europa sein sollte. Im Jahre 1791 lobte man sie vorzüglich wegen der Rolle des Vergnügens, das sie in einem Stücke, genannt Etrennes, gab. Wie ich glaube, stand diese Rolle stets auf dem Lieblingsrepertoir der Mars.

Trotz dieser neuen Theater hatte das Publikum noch Aufmerksamkeit genug für eine Schrift von Mercier, betitelt: „Rousseau, als einer der ersten Urheber der Revolution." Nachdem der Verfasser darin gesagt, daß die Principien der Revolution aus dessen Werke „vom gesellschaftlichen Vertrage" geschöpft wären, tadelt er den Genfer, nicht von der Insurrektion gesprochen zu haben. Mercier, der sich nicht demselben Tadel aussetzen will, läßt dem Verewigten wiederholt seinen Lieblingssatz sagen: Die Arme gab ich Dir, heb nur die Steine auf.

Das nenn' ich eine Ansicht, gut, um eine Revolution hervorzubringen; allein wenn sie neue Gesetze gegeben, so darf man ihnen nicht mit Steinen in der Faust gehorchen, und als dieses Werk erschien, hatten sich die Parteien wechselseitig schon Steine genug an die Köpfe geworfen.

Indem der Autor seinem Helden huldigt, nimmt er unmerklich dessen Neigungen und Abneigungen an. So theilt er unter andern Rousseaus Widerwillen gegen die Uebersetzer und namentlich gegen den der Georgica, und führt die Aeußerung des großen Mannes an, daß ihm ein Paar wasserdichter Schuhe lieber wären, als die kranke Uebersetzung von Virgils Gedicht. Mercier fügt hinzu: „Delille ist nur ein Versschmied, der ein ganzes Menschenalter zu 5000 bis 6000 männlichen, oder weiblichen, mehr und weniger wohlklingenden Hemistichien verbrauchte; er hatte seine Form dabei, wie ein Waffelbäcker zu seinen Kuchen.“ Es giebt noch schlimmere Vergleiche.

Am Morgen des 14. Oktober lasen die Pariser eine Bekanntmachung, durch welche die fortwährende Emigration vermindert werden sollte. Aristokraten und Patrioten erklärten sie jede nach ihrer Art. Die ersteren fanden sie ihren Plänen vollkommen gemäß, und das Hofjournal nannte sie ein Meisterstück der Politik. Die Aktes des Apôtres, ein periodisches Blatt, griff sie aber heftig an, und zwar in Versen, deren Refrain war:

Sire, das haben Sie gelogen.

Jedenfalls bewies die Proklamation, daß Ludwig sich eine Hinterthür offen behielt. Sechs Tage nachher erließ die gesetzgebende Versammlung ein Decret folgenden Inhalts:

„Alle ausgewanderte Franzoſen müſſen in Monatsfriſt zurückkehren, außerdem wird gegen ſie gemäß dem Decret vom 9. Juli verfahren. Oeffentliche Beamte, die nach Ablauf der genannten Friſt nicht zurückkehren, ſind ihrer Stellen, Beſoldungen und Rechte als Bürger verluſtig, und ebenſo verlieren die Prinzen von Geblüte ihre Apanagen und Anſprüche an den Thron.“

Zur Ergänzung dieſes Decrets forderte eine Proklamation der Nationalverſammlung den franzöſiſchen Prinzen Louis Stanislas Xavier auf, innerhalb zweier Monate zurückzukehren, wenn er nicht ſeines Rechtes auf die Regierung verluſtig ſein wolle.

Als dieſe Proklamation zur Kenntniß von Monſieur gelangte, hatte er ſchon den Titel eines Regenten des Königreichs angenommen. Sobald Ludwig XVI. dies erfuhr, was ihn als der Freiheit beraubt erſcheinen ließ, gerieth er in den heftigſten Zorn, und ſchrieb auf der Stelle an den Baron von Breteuil, der ſich damals zu Wien befand, daß dieſer Miniſter bei allen Mächten die Eigenſchaft desavouiren ſolle, welche der Graf von Provence uſurpirt habe. „Dieſer Schritt,“ ſagte ſeine Majeſtät ſchlüßlich, „kann mir verderblich werden, und mein Volk nur gegen mich aufreizen. Ich bin frei, und Herr meiner Handlungen.“

Die geſetzgebende Nationalverſammlung hatte durch ihr Dekret vom 2. Oktober den Emigrirten eine mo-

natliche Frist zur Rückkehr bestimmt; ein zweites Dekret vom 9. November verlängerte diese Zeit noch bis zum 1. Januar 1792, und verordnete zugleich strenge Strafen für alle Franzosen, die bis dahin sich demselben nicht gefügt haben würden. Dies Dekret hatte in der Nationalversammlung lange und lebhafte Debatten veranlaßt. Viennot de Vaublanc, Carnot, Brissot und Vergniaud vertheidigten die Nothwendigkeit strenger Maßregeln, und behielten die Oberhand, trotz des Widerstrebens von Mathieu Dumas und Lemontey. Das Gesetz vom 9. November besagte: „Die jenseit der Grenzen des Reichs versammelten Franzosen werden von jetzt an für der Conspiration gegen das Vaterland verdächtig erklärt. Sind sie am nächsten ersten Januar noch versammelt, so werden sie als überführt angesehen und machen sich des Todes schuldig. Die Abwesenheit der öffentlichen Beamten macht sie desselben Verbrechens schuldig, und zieht ihnen dieselbe Strafe zu. Die Einkünfte der in contumaciam verurtheilten Verschwornen fallen, so lange diese leben, der Nation anheim, unbeschadet jedoch der Gattinnen, Kinder und Gläubiger der Verurtheilten. Von diesem Augenblicke an werden alle Einkünfte der abwesenden französischen Prinzen sequestrirt. Jeder Offizier, der seinen Posten verläßt, ohne seine Entlassung eingegeben zu haben, wird als Deserteur betrachtet. Der König wird sofort die Bildung von Kriegsgerichten veranstalten, um über alle Militärvergehen

zu erkennen. In Bezug auf die angrenzenden Mächte, welche die Versammlungen von Emigrirten beschützen sollten, wird man Maßregeln ergreifen." — Der König verweigerte indessen diesem Decrete seine Sanction, und begnügte sich, an die Emigrirten eine zweite Proklamation zu richten, die so offen verfaßt war, wie die erste, um sie zur Rückkehr nach Frankreich einzuladen. Ludwig schrieb in demselben Sinne an seine Brüder, und nannte sie bei dieser Gelegenheit französische Prinzen, was sie sehr verdroß. Ihre Hoheiten hatten Recht; sie gehörten dem Vaterlande nicht mehr an.

Dies Dekret hemmte den Strom der Emigration aber keineswegs; man emigrirte sowohl aus Furcht vor der angedrohten Rache des Auslandes, als auch um den Gewaltthätigkeiten daheim zu entgehen. Die Adlichen, welche bis zu Ende 1791 noch nicht ausgewandert waren, empfingen zu dieser Zeit versiegelte Schreiben, worin man ihnen einen Sammelplatz jenseit der Grenze anzeigte, und einen Termin bestimmte, um sich dahin zu begeben. Das Schreiben schloß so: „Wenn Sie nach Verlauf der genannten Frist sich nicht an dem bestimmten Orte befinden, werden Sie aller Privilegien verlustig, welche der französische Adel sich erkämpfen wird."

Gegen die Mitte des November traf indessen die Emigrirten, die Prinzen an ihrer Spitze und den Hof der Tuilerien selbst, ein eben so schwerer, als unerwarteter Schlag. Eine Cirkularnote vom 10. dieses

Monats, welche der Kaiser Leopold durch seine Gesandten allen Höfen Europa's mittheilen ließ, besagte nämlich: „Da Ludwig XVI. die Konstitution angenommen hat, er und seine Familie wieder frei sind, die königliche Autorität in Frankreich wieder hergestellt ist, und endlich die monarchische Regierung jetzt durch das Grundgesetz befestigt scheint; so macht der Kaiser den Mächten, die er einlud, sich mit ihm zu vereinigen, den Vorschlag, alle Maßregeln in Bezug auf Frankreich zu suspendiren, jedoch mit dem Vorbehalt, später andere in Anwendung zu bringen, wenn es nöthig sein sollte."

Noch glaube ich die lebhafte Schilderung zu hören, die mir Herr von Narbonne 1812 zu Moskau von dem Zorne machte, dem sich Marie Antoinette überließ, als sie erfuhr, was sie den Abfall ihres unwürdigen Bruders nannte. Es ist Thatsache, daß bis zum Tode dieses Fürsten seine Schwester einen Haß gegen ihn hegte, den sie zu verbergen sich nicht einmal die Mühe nahm.

Um dieselbe Zeit ging man zufolge gewisser, der Nationalversammlung zugekommenen Berichte das Inventarium des Kronmobiliars durch, das aber keineswegs befriedigend ausfiel. Man sah, daß die, deren Obhut dieser Schatz anvertraut war, entweder wenig treu, oder der Verführung zugänglich waren, wodurch die 1790 und 1791 zu kontrerevolutionären Zwecken geschehene Vertheilung enormer Summen erklärlich wurde. An mehreren Gegenständen fehlten Gold, Per-

len, Diamanten und andere kostbare Steine. An einem Kästchen von Krystall fehlten die mit Diamanten besetzten Bänder von emaillirtem Gold. An einem kleinen, auf vier goldnen Rädern ruhenden Triumphwagen war ein Hahn, dessen Körper aus einer Perle von einem Zoll zwei Linien im Durchmesser bestand, des einen mit etwa 20 Diamanten besetzten Flügels beraubt und die Perle zerbrochen worden, auch fehlten viele Edelsteine, welche den Wagen außerdem schmückten.

Dem an die Nationalversammlung, nach aufgenommenem Inventar, erstatteten Berichte ging ein Ueberblick des Kronmobiliars im Jahre 1774 voraus. Damals belief sich die Zahl der dazu gehörigen Diamanten auf 7582. Davon ließ der König seit 1784 für 750,000 Livres verkaufen, und im März 1785 eine große Zahl Diamanten und Rubinen zu einem Schmuck für die Königin verwenden.

Auch 1784 ließ der König zu verschiednen Malen 1471 Diamanten verkaufen, und kaufte zwar in demselben Jahre 3530 wieder an, um die Garnitur seiner Knöpfe und seines Degens zu vervollständigen, allein die letzten Steine wogen die verkauften nicht auf.

Außerdem befanden sich bei dieser Sammlung 330 Rubinen, 71 Topasen, 150 Smaragden, 134 Saphirs, 3 orientalische Amethyste und andere Steine von geringerem Werth.

Das 1791 aufgenommene Inventarium ergab da-

her wegen der Entfremdung und Veräußerung der erwähnten Gegenstände, ein Deficit von etwa 800,000 Livres. Ich brauche gewiß nicht anzuführen, daß dies Deficit der Hauptstadt Stoff zur Konversation gab, so lange kein neuerer Gegenstand sich zu diesem Zwecke darbot. Dies erfolgte bald, indem der Tod des Fürsten Potemkin eine Diversion machte. Mitte November kam die Nachricht davon in Paris an. Man hielt in Europa den Tod dieses Günstlings Katharina's II. für wichtig, den die Liebe seiner Monarchin fast den Potentaten gleich stellte. Potemkin, dessen Gesundheit schon lange in Folge von Ausschweifungen schwankend war, welche nicht alle zum Vortheil seiner erlauchten Geliebten stattgefunden, glaubte sich wieder etwas genesen und wohnte zu Jassy in der Moldau. Da er aber plötzlich rückfällig wurde, wollte er sich, der gesunden Luft wegen, nach einem 30 Werst entfernten Kloster bringen lassen, starb aber unterwegs in den ersten Tagen des November.

Potemkin's Leben ist bekannt; sein außerordentliches Glück war vierzig Jahre lang Gegenstand des Neides; es giebt einzelne Charakterzüge dieses merkwürdigen Mannes, welche wohl noch den Reiz der Neuheit besitzen, und ich will versuchen, einige hier mitzutheilen.

Nie war ein Höfling prachtliebender und weniger gebildet, nie ein Minister unternehmender und weniger thätig, nie ein General kühner und weniger bereit,

den schnell gefaßten Plan auszuführen. So bestand in dem Charakter dieses Mannes die seltsamste Mischung von Größe und Kleinheit, Kühnheit und Unentschlossenheit, verzehrendem Ehrgeiz und öfters unbesiegbarer Fahrlässigkeit. Die wandelbare Laune dieses Favoriten war kaum zu begreifen; Er stand z. B. eines Tags mit dem Wunsche auf, Herzog von Kurland, oder König von Polen zu werden, und Abends legte er sich mit dem Entschluß schlafen, in's Kloster zu gehen. Das geringste Gut, was er nicht besitzen konnte, erregte seinen Neid bis zum Wahnsinn, und seine unermeßlichen Reichthümer machten ihm Langeweile. Er wünschte Alles, und wurde Alles überdrüssig, und war überhaupt, als ein Schooßkind des Glücks unbeständig, leichtsinnig und launig, wie dies *) selbst.

Natürlich mußte ein solcher Mann die französische Revolution sehr geringschätzend betrachten, und die großen Maßregeln zur Wiedergeburt eines Volks konnten in seinem, mit falschen Ideen von Ruhm und mit Geringfügigkeiten erfüllten Geiste keinen Anklang finden. Eines Tags, als Herr von Langeron, später General im Dienst der Zaren, sich bei Potemkin befand, sprach der Fürst verächtlich von der französischen

*) S. die Memoiren des Grafen von Segur.

Nation, und bald fühlte sich Langeron, obgleich emigrirt, von den gegen sein Vaterland ausgesprochnen Beleidigungen verletzt.

„Ja, Oberst," begann der Favorit, „Ihre Landsleute sind Narren, und meine Stallknechte sind hinlänglich, sie zur Vernunft zu bringen."

„Fürst," erwiederte Langeron, lebhaft aufstehend, „das scheint mir etwas stark."

„Keineswegs," antwortete Potemkin, verdrüßlich, sich widersprochen zu sehen; „meine Stallknechte mit ihren Peitschen, weiter nichts."

„Dann möchte ich Ihnen doch rathen," versetzte der Emigrirte mit jenem Lächeln, das die Absicht verräth, piquant zu sein, „Ihren Stallknechten Ihre ganze Armee folgen zu lassen, deren Anführer sorgfältig auszuwählen, und hauptsächlich die Straßen hinter ihr im guten Stande zu halten."

„Oberst, Oberst, wissen Sie nicht, daß der Weg nach Siberien für Franzosen so gut, wie für Russen da ist?"

„O ja; ich weiß sogar, daß es Ihnen leichter sein wird, mich nach Tobolks bringen, als eine russische Armee in Lothringen, oder Elsaß einrücken zu lassen."

Sofort ergriff Langeron seinen Hut, verbeugte sich tief vor dem Fürsten, ehe dieser von seiner Ueberraschung zurückkam, und verließ Tags darauf Petersburg.

Kurz vor Potemkin's Tode kam Calonne an den Hof Katharina's II., um die Intriguen fortzusetzen, welche ihm schon bis auf einen gewissen Punkt in Deutschland geglückt waren. Dieser Geck, der über Alles mit einer bis zur Insolenz getriebenen Zuversicht absprach, mißfiel dem Günstlinge, der ihn kalt behandelte, und von der Kaiserin erhielt, daß der Exgeneralkontroleur nicht in die innern Gemächer ihrer Majestät Zutritt erhalten solle. Allein grade dieser Gunst, welche mehrere Emigrirte genossen, wünschte Calonne theilhaft zu werden und da man sie ihm nicht bewilligte, wollte er sie gewissermaßen im Sturme nehmen. Eines Tags folgte er also nachlässig einigen Franzosen in die ihm verbotnen Gemächer, mischte sich unter die dort befindlichen Gruppen, und versuchte, wie immer, das Wort bei der Unterhaltung zu führen, als die Kaiserin, benachrichtigt, daß Calonne sich eingeschwärzt habe, zwei Edelleute von der Garde absandte, um ihn zu entfernen.

Der Russe von gutem Tone ist höflich bis zur Uebertreibung; die beiden Militärs gehorchten zwar ihrer Monarchin, gebrauchten aber bei dem Exministe die Formen der ausgesuchtesten Höflichkeit. Sie verbeugten sich erst tief, redeten ihn dann auf die anmuthigste Art von der Welt an, und richteten so süß tönende Worte an ihn, daß sie von einer Harmonika zu kommen schienen. Leider geschah dies in russischer Sprache, und Calonne bedauerte, die schönen Sachen

nicht verstehen zu können, die man ihm anzuhören gab, erwiederte aber wenigstens mit Wucher alle von den russischen Edelleuten an ihn gerichtete Grüße.

Bald änderte sich jedoch die Scene; die Offiziere, alle Hoffnung aufgebend, sich durch Worte verständlich zu machen, beschlossen, zu handeln. Calonne wurde seltsam enttäuscht, als sie ihn in die Mitte nahmen und ihn etwas hastig aus dem Zimmer schoben, was in keinem Falle für Ehrerbietung zu nehmen war. Unser Emigrirter schwur wüthend, sich an der nordischen Semiramis zu rächen, die er vielleicht in diesem Augenblicke etwas kavaliermäßig behandelte. Hierauf eilte er aber, sich wegen der erlittenen Demüthigung bei der Gräfin Schowaloff zu trösten, die ihm, wie man sagte, keins ihrer Gemächer, selbst die geheimsten nicht verschloß.

Als zu Paris Potemkin's Tod bekannt wurde, erhielt man daselbst auch über London Nachrichten aus Indien von mehrern Treffen zwischen der Armee Tippoo-Saib's und den Engländern unter Cornwallis. Der Sultan war, trotz unerhörter Anstrengungen von Muth und Standhaftigkeit, bis unter die Mauern seiner Hauptstadt zurückgedrängt worden, an deren Belagerung die Sieger nur durch die regnichte Jahreszeit abgehalten wurden.

In diesen Kämpfen gefangne Indier hatten ausgesagt, Tippoo wolle seinen Palast mit sich, seiner Mutter, seinen Weibern und Kindern in die Luft

sprengen, wenn Seringapatam in die Gewalt der Feinde fallen sollte. Dieser unglückliche Fürst, wegen seiner glänzenden Tapferkeit und seiner vorzüglichen Eigenschaften werth, in einem gerechten Kriege zu triumphiren, führte später seinen verzweifelten Entschluß aus, und begrub sich unter den Ruinen seiner Wälle.

Allein das Unglück eines asiatischen Fürsten ging den Franzosen von 1791 weniger zu Herzen, da auf mehrern Punkten ihres eignen Vaterlandes der traurige Einfluß des Parteigeistes Mordscenen veranlaßte. Zu Avignon floß im Oktober Blut in Strömen. Die Vereinigung dieses Landes und der Grafschaft Venaissin mit Frankreich hatte das Signal zu den entsetzlichen Scenen gegeben, deren Schauplatz das ehemalige Gebiet des heiligen Stuhls wurde. Von den Küsten und Inseln Italiens herbeigeeilte Banditen begingen hier als vorgebliche Jakobiner Räubereien und Mordthaten, um dadurch zu bewirken, daß sich die Einwohner dieser Greuel wegen, wieder unter die päpstliche Herrschaft zurückwünschten. Diese Banden leitete im Oktober jener berüchtigte Jourdan, genannt der Kopfabschneider. Dieser Mann war in den Cevennen geboren, und hieß eigentlich Jouve. Ein Maulthiertreiber, ohne Erziehung und Kenntnisse und so grob, wie seine Thiere, gab er sein wenig einträgliches Geschäft auf, und wurde Schleichhändler. Als solcher verhaftet, entfloh er aus den Gefängnissen von Valence

in Dauphiné und ging unter dem Namen Jourdan nach Paris, wo er Stallknecht beim Herzoge von Orleans wurde. Indeß jagte man ihn bald wieder fort, weil er ein Hufeisen gestohlen, worauf er bei einem Lohnkutscher in der Straße Clos-Georgeot in Dienste trat, und wegen eines gleichen Diebstahls auch hier entlassen wurde.

Jourdan nahm nun seinen Weg nach Avignon, und nahm Dienste oder gesellte sich vielmehr den Banden zu, welche in der Provence von den Ufern der Rhone bis zur Durance und an's Mittelmeer hausten. Bald darauf wurde der Anführer dieser Banden, Namens Patrix, von seinen Leuten ermordet, angeblich wegen eines in militärischer Beziehung begangnen Fehlers. Seine Lieutnants, Mainvielle, Duprat und Rovere, erschrocken über eine Verantwortlichkeit, welche ihrem General den Kopf kostete, weigerten sich der Reihe nach, ihn zu ersetzen.

Nach dieser dreifachen Weigerung trat Jourdan aus den Reihen der Uebrigen hervor und rief: „Weil Niemand General sein will, so werde ich es sein.“ — Die Soldaten, erfreut über diesen kühnen Entschluß, antworteten mit dem Rufe: „es lebe Jourdan, unser General!“ Auf diese Art erhielt dieser wilde Mensch das Kommando und erfüllte Avignon mit Ruinen, Blut und Trauer. Dieser Mörder wagte von Freiheit, Patriotismus und Vaterland zu sprechen und Despot wie Heliogabal und Caligula, befahl er mit der größ-

ten Ruhe die schrecklichsten Mordthaten. Ziemlich lange übte dieser schändliche Tyrann in Avignon eine Diktatur, die alle Einwohner dieser unglücklichen Stadt zittern machte. Weder Geschlecht, noch Alter schützten; Weiber, Kinder und Greise wurden auf ein Zeichen dieses Ungeheuers erwürgt, der allein richtete, verdammte und öfters auch das Urtheil vollzog, ohne ein großes Sofa zu verlassen, auf dem er sich nachlässig ausstreckte, während er seine Opfer dem Tode weihte.

Noch zeigt man in dem alten Schlosse von Avignon einen verfallnen Thurm, genannt die Eisgrube, welcher zu der Zeit, von der jetzt die Rede ist, nur wie eine alte Cisterne aussah. Dort ließ Jourdan die Leichname seiner Opfer aufhäufen; man schaudert bei dem Gedanken, daß das Innere jenes Thurms voll davon war, und deren mehrere Hundert enthalten konnte. Nachdem dies weite Grab mit faulenden Körpern angefüllt war, empfing die Rhone täglich den Tribut der Barbarei Jourdan's, und immer am Tage nachher fand man ihre beiden Ufer mit Leichen bedeckt, die sie mit Abscheu zurückgewiesen zu haben schien. Vierundzwanzig Jahre später sollte derselbe Fluß wieder den Körper eines in Avignon's Mauern gemordeten berühmten Mannes an's Ufer werfen. Schuldig, oder nur unglücklich, muß diese Stadt ihre blutige Chronik beweinen. Wir wollen den Vorhang vor solchen Scenen fallen lassen, die eine Gnauigkeit mich zu erzählen nöthigt, deren Nothwendigkeit ich beklage.

Am 17. November 1791 wurde Péthion zum Maire von Paris ernannt, mit einer Majorität von 7000 auf 12,000 Wähler. Anfangs waren fast die sämmtlichen Stimmen für Lafayette; allein dieser tugendhafte Bürger und Feind des Parteigeistes, wie der Unordnungen des Volks konnte den Absichten des Hofs nicht zusagen, der zur ersten Magistratsperson von Paris einen leidenschaftlichen Mann, stets bereit, die Massen in die Bahn der Anarchie zu schleudern, haben wollte. Dann, dachten nämlich die Anhänger des Absolutismus, werde jener, in den Angelegenheiten seines Schwagers so laue Leopold und die übrigen Souveräne, deren kriegerischen Eifer er gemäßigt, endlich die Nothwendigkeit einsehen, schnell gegen die Franzosen zu handeln, welche in der Korrespondenz, wie in den geheimen Versammlungen der Tuilerien nur Rebellen hießen. Der Hof wollte also Péthion zum Maire von Paris, weil er ihn für einen unternehmenden Parteimann hielt, der unmittelbar die Gründung einer Republik beabsichtige, und rechnete auf seine Gewaltthätigkeiten, um die Fremden zu bestimmen, bewaffnet in Frankreich einzurücken.

Es gab demnach Ludwig XVI. 1791 das erste Beispiel von Corruption bei den Wahlversammlungen. Agenten, deren Existenz ich schon angedeutet, verbreiteten sich in den Sektionen, um Lafayette um die Stimmen der Votirenden zu bringen. Manche Wähler,

die nicht leicht zu überreden waren, änderten ihr Votum für Geld.

Durch die Wahlen dieses Jahres wurden die Munizipalität, der Generalkonseil nebst den Tribunalen gänzlich erneuert und offenbar unter demselben Einfluß. Dies Manöuvre der Krone verdient die Beachtung der Zeitgenossen und kann als der Anfang einer Taktik betrachtet werden, die später auch Ludwig XVIII. im Exil befolgte. Als er sich schmeichelte, die Revolution durch ihre eignen Ausschweifungen zu besiegen, setzte er nur das im Rathe seines Bruders organisirte System fort.

Es scheint mir erwiesen, daß er, wie unter Ludwig XVI. die Intriguen der Royalisten, solche Leute in öffentliche Aemter zu bringen suchte, welche sich dazu eigneten, Unordnung und Verwirrung zu veranlassen. Man bemerke wohl, daß z. B. im November 1791 Manuel, Prokurator der Kommun, Robespierre öffentlicher Ankläger beim Kriminalgericht, Danton Substitut des Prokurators der Kommun, Tallien und Billaud-Varennes, Mitglieder des Generalkonseil wurden, in den Robespierre ebenfalls berufen worden war.

Kurz nach diesen Wahlen hatte Herr von Narbonne Gelegenheit, König und Königin über die Wahl „der Böswichter" sich freuen zu hören, denen man so eben die wichtigsten Aemter der Hauptstadt übertragen hatte.

Von demselben Monate November datirt sich auch der nur zu bekannte Wohlfahrtsausschuß, der unter dem Vorwande, für die allgemeine Sicherheit zu sorgen, den Schrecken in alle Familien verbreitete. Unter dem Namen „Ausschuß der Wachsamkeit" veranstaltete 1791 diese Behörde eine Art Haussuchungen, die häusliche Besuche hießen und wurde nöthigen Falls zum Tribunal. Neben der Herrschaft der Konstitution war das nichts anders, als ein außerordentliches Gericht. Man öffnete dadurch der Willkühr, Unbilligkeit und vielleicht dem Mord Thor und Thür. Wie der Rath der Zehn zu Venedig, gab diese Behörde dem Senat weder von ihren Anordnungen noch von ihren Urtheilen Rechenschaft; Jsnard, Merlin de Thionville, Bazire, Chabot, Quinette, Lecointre gehörten zu ihren Mitgliedern, und auch da finden wir also leidenschaftliche Männer, in der Absicht gewählt, Anarchie, und durch diese, mittelst der Ausländer, eine Gegenrevolution herbeizuführen.

Auf die blutigen Auftritte, welche den Wohlstand unsrer Kolonien zerrütteten, bauten die Royalisten nicht minder Hoffnungen für sich. Vielleicht lächelten sie bei der Nachricht von der Feuersbrunst, die in 48 Stunden die Stadt Port-au-Prince verzehrte und in einen Haufen Asche verwandelte; vielleicht lächelten sie, die Schändlichen, als sie erfuhren, daß die unglückliche Kolonie St. Domingo von drei innerlichen Kriegen verheert werde; Weiße

kämpften nämlich dort gegen Schwarze, Mulatten gegen Weiße und Weiße gegen Weiße, und in ihrer barbariſchen Freude ſagten ſich die Anhänger der alten Regierung einander: „England, das ſeine Konſtitution von einer Alliance gegen die Rebellen zurückhält, wird aus Habſucht unſre Abſichten befördern. Schon lüſtert das Kabinet von St. James nach unſern Kolonien; es wird Frankreich den Krieg erklären, um deſſen Beſitzungen in der neuen Welt zu erobern.“

Hätte der Hof damals zu würdigen verſtanden, was die Nation gegen ihre Feinde vermochte, er würde ſich weniger eiteln Hoffnungen hingegeben haben. Ein ſehr ſprechendes Dokument in dieſer Beziehung war der am 29. November von der Militärkommiſſion an die legislative Verſammlung erſtattete Bericht. Damals ſtanden von Dünkirchen bis Hüningen, alſo längs unſrer nördlichen Grenze, in Allem 130,000 Mann Linientruppen und Nationalgarde, gedeckt von mehrern Linien in gutem Zuſtande befindlicher Feſtungen. Frankreich hatte 11,000 Feuerſchlünde zu ſeiner Verfügung, ungerechnet die Artillerie der Marine. In den Arſenalen befanden ſich 250,000 Flinten und 18 Millionen Pfund Pulver. Endlich beſtanden die disponibeln Truppen, unabhängig von den zur Vertheidigung der nördlichen Grenze angewendeten, aus 100,000 Mann Linientruppen, 36,000 Mann Artillerie und 84,000 Mann Nationalgarde.

Sämmtliche Streitkräfte, eingerechnet die Garnisonen im Norden, betrugen also 350,000 Mann.

Dies war der Militäretat des Königreichs, als sich Ludwig den 14. December in die Nationalversammlung begab, um sie von den politischen Verhältnissen mit den auswärtigen Mächten in Kenntniß zu setzen. Der Monarch erklärte besonders, daß er auf die guten Gesinnungen des Kaisers rechnen zu können glaube, daß er aber, sollte er sich in dieser Beziehung täuschen, nicht zögern würde, den Krieg vorzuschlagen.

Die Franzosen sollten sich also zum Kampfe rüsten; die Pariser konnten in weniger als acht Tagen die Fremden vor ihren Thoren sehn; aber Furcht und düstre Ahnungen hafteten nicht an dem Leichtsinne und der Sorglosigkeit ihres Charakters. Alle Abende erfüllten sie die Theater, deren Zahl ohne Unterlaß zunahm. Sie hatten Schauspiele und Brot, und waren glücklich. Noch vor Ablauf von zwei Jahren werden sie nur Schauspiele haben und sich noch immer nicht gar zu unglücklich schätzen. „Bei Kartoffeln und Rüben," werden sie ausrufen, „kann man recht gut das Brot entbehren." — Man denke sich einmal England in derselben Lage, d. h. man nehme ihm seine kräftigen Nahrungsmittel, so werden plötzlich alle seine Quellen des Muthes, der Entschlossenheit, des Patriotismus und der Philosophie versiegen. Der hungrige Engländer ist traurig und geräth in Verzweiflung, während der Franzose noch im Mangel

lacht, singt und sich tröstet, zumal wenn der Vorhang eines Schauspiels vor ihm aufrollt.

In dieser Beziehung war den Parisern ein Glück aufbehalten. Um nämlich den guten Fortgang des Nationaltheaters etwas zu unterstützen, der durch den Abgang eines Theils seiner besten Mitglieder gefährdet war, betrat Préville, noch jung an Talent und Muth, nach fünfjähriger Abwesenheit wieder diese Bühne. Dieser treffliche Komiker erschien zuerst wieder als Michau in der Jagdpartie Heinrichs IV., und sah fast alle seine ehemaligen Bewunderer an ihrem Posten. Die zweite Rolle, welche er vornahm, war Lariſſele im galanten Merkur. Préville spielte diesen Soldaten ganz auf die kräftige, natürliche Art, welche ihm früher so viel Beifall erworben; hauptsächlich bewies er dabei jene Gabe der Nachahmung, die vor ihm Niemand in einem gleichen Grade besessen, die aber später das Eigenthum einer ziemlichen Zahl Schauspieler wurde, an deren Spitze man vielleicht Vernet und Bouffé nennen kann. In Bezug auf diese Eigenschaft erzählte ein alter Besucher der französischen Komödie in einer Loge neben der, wo ich mich mit meinem Vater befand, folgende Anekdote.

Préville spielte einst im galanten Merkur auf dem Theater zu Fontainebleau, wo, der Sitte gemäß, an der Thüre, welche vom Zimmer der Schauspieler nach der Bühne führte, eine Schildwache stand. Diese Maßregel war angeblich durch den Mißbrauch veran-

laßt worden, den unsre jungen Herrn mit dem freien Zutritt in den Coulissen getrieben, zumal wenn die Tänzerinnen der Oper zu Fontainebleau ein Ballet ausführten. Das Gerücht sagte, daß eines Abends die keusche und fromme Marie Leczinska großes Aergerniß genommen habe, als sie von ihrer Loge aus, die sehr nahe beim Theater war, die ausnehmenden Freiheiten eines jungen Grafen gegen den mittlern Theil der Büste einer Nymphe der Diana bemerkt. Wo aber der Anstand nicht in den Sitten herrscht, muß er allerdings in der Ordre der Schildwachen sein.

Als nun Préville in militärischer Tracht, die Pfeife im Munde, auf die Bühne wollte, widersetzte sich ihm die Schildwache, und um so hartnäckiger, weil er betrunken schien.

„Laß mich durch, Kamerad," begann Préville im Tone eines Berauschten.

„Ich darf nicht, es ist verboten."

„Mir nicht, Waffenbruder, man braucht mich da drin."

„Ei ja, Ihr seid in der rechten Verfassung, um zu etwas gebraucht zu werden. Zieht Euch bei Seite, wenn es einer Eurer Officiere sähe — — —"

„Man soll mich sehen; dazu bin ich da. Geschwind, Freund, laß mich vorbei."

„Camerad, um Gottes willen," sprach die Schildwache, die bisher gelacht hatte, „entfernt Euch, Ihr bringt mich ins Gefängniß."

In dieſem Augenblicke ertönte Lariſſolle's Stichwort; Préville eilte daher bei der Schildwache vorbei auf's Theater, und ſpielte, wie gewöhnlich. Der ehrliche Soldat begriff aber nichts von dem Allen. Ein Betrunkner, der ſich unter die Schauſpieler mengte und dem man leidenſchaftlich applaudirte, war für ihn ein unlösbares Räthſel, bis ſich endlich ein mitleidiger Korporal ſeiner annahm, und ihm die Sache erklärte.

„Ach ſo!" rief er dann aus, „allein der da könnte ſeit zwanzig Jahren mit aus der hölzernen Schüſſel gegeſſen haben, und würde nicht mehr Soldat ſein."

Als man dieſe Antwort Préville wiederholte, eilte er zu dem Soldaten, und umarmte ihn, und drückte ihm einen Thaler mit den Worten in die Hand:

„Kamerad, Du haſt meinem ſchwachen Talent ein Lob ertheilt, das mir großes Vergnügen gemacht hat. Da nimm, und trink auf meine Geſundheit."

„Ich danke Ihnen; allein ich werde mich wohl hüten, mich zu betrinken," verſetzte der Soldat, „denn ich müßte beſorgen, nachher ein ſchlechterer Betrunkener zu ſein, als Sie nüchtern."

Um einen Theil der Menge, die ſich zu den Darſtellungen Préville's drängte, nach dem franzöſiſchen Theater des Palais Royal zu locken, brachte man dort das Schauſpiel „Mélanie" auf die Bühne, das bis-

her noch nicht gegeben worden, obgleich es den dramatischen Ruf seines Verfassers hatte vermehren helfen. Dieser Versuch glückte; das gut entworfne, mit Eleganz, Kraft und Reinheit geschriebne, und hauptsächlich edel gedachte Werk erhielt bei der Darstellung dieselbe Anerkennung, die es beim Lesen schon gefunden. Die Schauspieler trugen viel zu diesem neuen Triumphe La Harpe's bei und Monvel, Talma und die Damen Desgarcins und Vestris machten alle Schönheiten ihrer Rollen geltend.

Préville in der Vorstadt St. Germain und Mélanie im Palais Royal waren aber nur allein im Stande, dem Theater der Montansier die Zuschauer streitig zu machen, wo der Schauspieler Baptiste der Jüngere ganz Paris hinzog. Dieser Akteur spielte in „le Désespoir de Jocrisse und le Sourd ou l'Auberge pleine" mit einer so gelassenen Komik, einer so ernsten Dummheit, wie man bisher keinen Begriff davon gehabt. Nie erregte ein Schauspiel so viel Gelächter, als Baptiste der Jüngere, ohne dabei die Absicht zu verrathen, zum Lachen reizen zu wollen. Mehrere talentvolle Komiker haben seitdem Baptiste nachgeahmt, und seine Manier ihren Fähigkeiten angepaßt. Potier war einer der Glücklichsten hierin, und wußte jener Art von Würde der Dummheit eben so originell als komisch die Bemühung eines Narren hinzuzufügen, der geistreich scheinen will. Arnal hat ganz neuerlich dies Genre noch modificirt,

und ihm eine neue Seite abgewonnen; allein dieser wirklich geistreiche Schauspieler vermeidet in seinen Darstellungen der Albernheit nicht immer das Monotone.

Treu meinem gewöhnlichen Gange, wende ich mich vom Theater zur Litteratur, und nenne zuerst einen poetischen Roman des Ritters von Florian, betitelt Gonsalve de Cordoue, der im December 1791 erschien. Der glückliche Verfasser von Estelle und Galathée war weniger glücklich im „Numa Pompilius" gewesen, der nur eine kalte Nachahmung des Telemach ist. Man sieht, der gemüthliche Autor war einem antiken Gegenstande nicht gewachsen, nur ein gewaltigeres Genie konnte das Genre behandeln. Mehr Lob verdient Gonsalve de Cordoue; der spanische Held ist hier in Allem, was sein militärisches Leben betrifft, umfänglich geschildert. Der Verfasser, welcher die spanischen Sitten gut kannte, hat in seinem Werke ein Gemälde voller Wahrheit davon gegeben, und jenes kastilische Ritterwesen des funfzehnten Jahrhunderts sehr gut dargestellt, an dem sich die letzten Spuren des antiken auf die Mauren vererbten Heroismus zeigen.

Der Stil dieses Romans ist wie Alles, was Florian geschrieben, reizend, pathetisch und oft graciös; allein es fehlt ihm an Kraft. Dieser Schriftsteller war zu ruhig und zu ausschließlich sanften Gefühlen hingegeben, als daß er sich hätte bis zur Ener-

gie erheben können. Trotz diesem Fehler las man den spanischen Roman des guten Florian mit Vergnügen, und wies ihm in den Bibliotheken seine Stelle an. Glücklicher Romantiker! Damals gab es noch keine Lesekabinete, welche auf die Autorität eines Tageblattes hin die Schriftsteller lobpreisen oder herabsetzen, wie es dort einem kritischen Freund oder Feind des Verfassers einfiel, und die Vortrefflichkeit eines Buchs blos nach der Menge der Zweisousstücke beurtheilen, die es ihnen einbringt. Im Jahr 1791 scheute sich noch die Kritik bei Beurtheilung eines neuen Buchs das Publikum zu täuschen, dessen Geschmack sie gängeln soll. Damals machte sich in ihren Artikeln ziemliche Gewissenhaftigkeit und wenig Champagner geltend, während jetzt dieser Wein seinen Geist der Kritik liefert, und das litterarische Gewissen für Pedanterei erklärt ist.

Bei Gelegenheit der Kritik fällt mir ein, daß zu Ende 1791 viel von einer Satire: Avis aux Emigrans, die Rede war, welche etwas an Boileau's Manier erinnerte. Auch erschien, etwas von den prosaischen Werken jener Tage zu erwähnen, im December 1791 „die Ruinen" von Volney, Mitglied der Nationalversammlung von 1789.

Der Verfasser überläßt sich auf den Ruinen von Palmyra in Syrien Betrachtungen über die frühere Größe jener Stadt und ihr jetziges Nichts, wobei sich die dichterische und philosophische Phantasie dieses Rei-

senden in traurigen Gefühlen und tiefen Gedanken ergeht. „So enden also," sagt er in seiner Melancholie, „die Bestrebungen der Staaten; Paläste werden Ruinen, und an die Stelle einer geräuschvollen Volksmenge treten Oede und Stille; einem flüchtigen Leben folgt ewiger Tod."

So dachte Volney auf den Ruinen der Königin der Wüste, und voll lebendiger Erinnerung daran, verfaßte er einen philosophischen Roman, worin Wahrheit und Dichtung geistreich gemischt sind. Während er, auf einen umgestürzten Altar gelehnt, sich seiner Einbildungskraft überließ, hörte er ein Geräusch, ähnlich dem Rauschen eines Kleides im abgefallnen Laube, und bemerkte durch die Säulen eines verfallenen Tempels, bei Mondschein, ein Phantom im weiten weißen Gewand, wie man die Schatten der Todten abzubilden pflegt; und in der That war es der Genius der Gräber und Ruinen.

„Was wäre denn," begann er ernst und langsam, „jenes blinde Schicksal, das ohne Regel und Gesetz mit dem Geschick der Sterblichen sein Spiel triebe? Was wäre jene ungerechte Nothwendigkeit, die den Ausgang kluger, wie thörichter Handlungen bestimmte? Worin beständen doch die auf diese Gegenden geschleuderten Flüche des Himmels? — — Sprecht, Denkmale der Vergangenheit, hat der Himmel seine Gesetze, und die Erde ihren Lauf geändert? Scheint die Sonne nicht mehr im Weltenraume?

Bilden die Gewässer durch ihre Ausdünstungen nicht mehr Wolken, und bleibt der Thau in den Lüften schweben? Sprich, unwissendes und verkehrtes Geschlecht, wenn jene Heiden die Gesetze des Himmels und der Erde beobachteten, wenn sie sich bei ihren Arbeiten nach den Jahreszeiten und dem Laufe der Gestirne richteten, sollte Gott, um ihre Klugheit zu vereiteln, das Gleichgewicht der Welt stören? Sollte er, wenn sie Kanäle gruben, und fernes Gewässer nach ihrem trocknen Boden führten, die Quellen der Gebirge vertrocknen machen? Sollte er die Ernten vertilgen, welche die Kunst erzeugt, die Gefilde verwüsten, die der Friede blühend gemacht, kurz, die von der Klugheit des Menschen begründete Ordnung stören? — — Ich schwör's bei den Gesetzen des Himmels und der Erde, so wie bei den Gesetzen des menschlichen Herzens! eher wird der Heuchler sich in seiner Büberei betrogen sehn, und der Unredliche in seiner Habsucht; eher wird die Sonne ihren Gang ändern, ehe Dummheit über Klugheit, Blindheit über Einsicht in der schweren Kunst, des Menschen wahres Glück dauerhaft zu begründen, den Vortheil davon tragen."

So sprach der Genius der Ruinen zu dem Denker, der sich auf den Trümmern einer seit 3000 Jahren untergegangnen Civilisation dem Spiele seiner Einbildungskraft überließ. Ihre Inspirationen waren indeß etwas ketzerisch, und verklagten ziemlich gradezu den römischen Katholicismus; daher wollte ich wetten,

die Geistlichkeit empfahl Volney's Buch bei seinem Erscheinen nicht auf der Kanzel. — — Zu der Zeit, wo die Parlamente die litterarische und antiphilosophische Polizei übten, wäre dies Werk auf die Liste der verbotnen Bücher gekommen, zumal wenn die Censoren das Religionsgespräch darin zwischen den verschiednen Seiten gelesen hätten, was die Lehren und Beweise der Sorbonne ziemlich widerlegt. Allein 1791 waren die früher unsern souveränen Gerichtshöfen überlaßnen Donner Roms erloschen, und die Toleranten, wie die Freunde gründlicher Lektüre, konnten, ohne den Bann fürchten zu müssen, die „Ruinen" lesen.

Vielleicht irre ich mich; allein ich glaube, dies Werk wird Jahrhunderte überleben, als ein Pfand des Fortschrittes des menschlichen Geistes in der Anwendung der Philosophie auf Politik, Moral und selbst Religion. Ich weiß durchaus nicht, was Cousin, Laromiguère, Royer-Collard, Ballanche und Andre der Art von den „Ruinen" denken, die sich haben einfallen lassen, die Lehren des Sokrates, Plato, Anaxagoras und vieler Andern zu berichtigen, und deren sich Gott erbarmen möge, wenn es ihm gelingt, sie zu verstehn; allein ich, der dies Glück nicht hat, zolle jenem Werke hohe Bewundrung.

Das war Volney als Schriftsteller, nun wollen wir von ihm als französischem Bürger reden. Auch in dieser Beziehung wird er mir Gelegenheit zu ge-

rechtem Lobe geben. Ich kopire den Brief, welchen er am 4. December 1791 an den Baron Grimm schrieb, jenen geistreichen Deutschen, der halb Diplomat, halb Spion, zu Paris mehrere nordische Mächte repräsentirte.

„Mein Herr, der Schutz, den die Kaiserin von Rußland den rebellischen Franzosen ertheilt, und die Geldhülfe, die sie den Feinden meines Vaterlandes zukommen läßt, erlauben mir nicht mehr, den Beweis ihrer Güte gegen mich in meinen Händen zu behalten. Ich meine die goldne Medaille, die Sie mir von Seiten Ihrer Majestät im Januar 1788, nach Herausgabe meiner Reise aushändigten."

„So lange dies Geschenk ein Zeugniß der Billigung meiner politischen Grundsätze war, habe ich es geachtet; allein jetzt, da ich es mit verkehrten und unnatürlichen Menschen theile, mit welchem Auge könnte ich es betrachten? Wie könnte ich dulden, daß mein Name in denselben Registern mit den Namen der Plünderer Frankreichs stände?"

„Ohne Zweifel ist die Kaiserin getäuscht worden, sie, die uns mit dem Beispiele vorangegangen, die Philosophen zu befragen, um ein Gesetzbuch zu entwerfen; sie, die als Grundlage ihrer Gesetze Freiheit und Gleichheit anerkannte, und ohne Unterlaß bei ihrer Verwaltung dem Adel und Lehnswesen entgegen arbeitete, die ihre geknechteten Völker befreite, und das Joch derer ihrer Bovaren, das sie nicht zerbrechen

konnte, doch weniger drückend machte. Ohne Zweifel hat Katharine II. nicht eingewilligt, die Partei der ungerechten und abgeschmackten Anhänger abergläubiger Tyrannei und Barbarei vergangner Jahrhunderte zu nehmen; gewiß ist nur ein Lichtstrahl nöthig, um die Wolken von ihrem irre geleiteten Blicke zu verscheuchen. Unterdessen besteht aber immer das Aergerniß eines großen Widerspruchs, den ein grader, rechtlicher Sinn nicht zu ertragen vermag."

„Haben Sie also die Güte, mein Herr, der Kaiserin ein Geschenk zurückzugeben, wodurch ich mich nicht mehr geehrt fühle. Sagen Sie ihr, wenn ich die Medaille ihrer Achtung verdankte, so gäbe ich sie ihr wieder, damit sie mir jene Achtung erhielte, indem die neuen Gesetze meines Vaterlandes mir nicht erlaubten, weder undankbar noch feig zu sein, und daß ich nach so viel Wünschen für einen Ruhm, den ich der Menschheit nützlich glaubte, es schmerzlich fände, nur Illusionen zu bedauern zu haben."

„Trefflicher Volney," mußte Grimm ausrufen, als er diesen Brief gelesen, „wie viel verlorne Worte! — — Er brauchte mir nur zu schreiben: Katharine II. spielte 1788 eine Rolle, in deren Geiste es lag, die Grundsätze meines Buchs zu billigen. Jetzt ist der Vorhang ihres Theaters niedergelassen, und ich sende ihr die Medaille zurück, die nur ein Spielwerk jener politischen Komödie war."

# V.

## 1792.

Parteien zu Anfange von 1792. — Gegenrevolutionäres Personal, von Rivarol gebildet. — Péthion, Robespierre, Danton, Tallien, Billaud-Varennes, Manuel. — Porträts der beiden Ersteren. — Luckner und Rochambeau. — Die Legion Mirabeau. — Der Abbé Maury zu Rom. — Gastronomischer Zorn des Papstes. — Das Gespenst. — **La jeune hôtesse**, Komödie. — **Le consolateur**, Journal. — Besondre Bemerkung über den Bourgeois gentilhomme. — Fräulein Duthé. — Gezuckerte Revolte. — Die Güter der Emigrirten werden sequestrirt. — Das kaiserliche Schreiben. — Wiener Politik, in den Tuilerien entworfen. — Konvention von Wien. — **Cains Gracchus**, Tragödie. — **Le vieux célibataire**, Komödie. — Begründung des Vaudeville. — Seltsames Schauspiel. — Originalbriefe Mirabeau's. — Litterarisches Auftreten Châteaubriand's. — Der Geschäftsführer Camérain. — Tod Leopold's II. — Die Pastete. — Letzte Konferenz Barnave's und der Königin. — Niedermetzlung des Maire

Simoneau. — Die Girondisten. — Vergniaud. — Erstes sansculottisches Ministerium. — Dumouriez, Roland, Clavières, Lacoste, Duranthon, de Grave. — Sein Porträt. — Das der Madame Roland. — Ihr Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. — Das Diner im Grünen. — Ludwig XVI. im Konseil. — Scene bei Marie Antoinette. — Politische Rekapitulation. — Krieg. — Tyrtäus. — Die Marseillaise. — Es lebe der Kanonendonner.

---

Zu Anfange von 1792 hatte schon jede der Parteien in Frankreich ihren Plan entworfen und manövrirte darnach ziemlich offen. Ohne von einer sehr großen Majorität zu sprechen, welche in Erfüllung der Konstitution das Glück des Landes sah, und deren Meinung die klügste gewesen wäre, wenn das Gleichgewicht der monarschischen Gewalt und der Gesetze nicht zu den unmöglichen Dingen gehörte, gab es von einem Ende des Reichs bis zum andern eine Menge Bürger, die der Treulosigkeiten eines unverbesserlichen Hofs müde und nicht mehr auf seine aufrichtige Anschließung an die neuen Institutionen rechnend, das öffentliche Heil nur in der Gründung einer Republik sahen. Ohne Zweifel gab es unter diesen Republikanern Männer, die nur aus Ehrgeiz oder Habsucht die Volksherrschaft wollten und sie in dem Grade ausarten zu sehen hofften, wo am Ende der

Kühnste der Mächtigste und Reichste wird. Allein elf Zwölftel der Republikaner waren von dieser Selbstsucht frei, und beabsichtigten einen Freistaat im Sinne des Alterthums. Um den Unterschied zwischen beiden Klassen dieser Partei bemerklich zu machen, will ich anführen, daß Robespierre das Haupt der herrschsüchtigen Republikaner bildete, während Péthion und Buzot wenigstens damals für die Chefs der aufrichtigen Republikaner galten.

Hierauf kam eine Partei, deren Absichten man noch nicht klar bestimmt hat, und die auch wirklich unbestimmbar waren. Ich meine die Girondisten, so genannt, weil Vergniaud, Guadet und Gensonné, Deputirte der Gironde, die Häupter derselben zu sein schienen. Die Girondisten erklärten sich weder für die konstitutionelle Monarchie, noch für die Republik; in der ersten Zeit wiesen sie nicht einmal die Elemente des Orleanismus zurück, der sich ihnen zu nähern suchte. Jetzt ist nämlich erwiesen, daß der Herzog von Orleans nie eine Partei ganz zu seiner Verfügung hatte; seine Kreaturen und er selbst machten sich vielmehr an alle politische Gesellschaften und suchten überall Leute zu bestechen, um am Ende daraus eine Faktion zu bilden, die allen übrigen die Spitze bieten könne.

Die Girondisten verfuhren ungefähr ebenso; sie liehen ihr Ohr allen Meinungen, fügten sich allen Ansichten und kümmerten sich dabei wenig um die

Regierungsform; Gewalt und eine mächtige Oligarchie waren ihr Zweck. Um diesen zu erreichen, hätten sie nöthigen Falls den Hof gestürzt, oder auch sich ohne viel Bedenken mit ihm verbunden. Uebrigens war ihre Herrschaft durch keine Unordnungen bedingt; sie wollten weder durch Despotismus, noch Anarchie triumphiren, sondern schienen durch Ueberredung herrschen zu wollen, was sie nicht nöthigte, je die Schranken der Mäßigung zu verlassen. Am Horizonte ihrer Hoffnungen gab es weder Blut noch Gold. Die Girondisten, wenig auf die verdorbne Natur der Elemente achtend, die sie zur Wiedergeburt zu benutzen dachten, erneuerten die chimärische Schöpfung Plato's.

Die vierte, unvernünftigste und für Ludwig verhängnißvollste Partei wollte endlich die Rückkehr der alten Regierung ohne die geringste Aenderung. König und Königin theilten diese Absichten im vollsten Sinne des Wortes, wie ich bald beweisen werde.

Seit den ersten Monaten von 1791 hatte Rivarol einen Plan entworfen, der bezweckte, die öffentliche Stimmung dem Hofe wieder geneigt zu machen, da man sie nur als von einer thätigen Demagogie irre geführt betrachten wollte. Jener Intrigant nun hatte sich bemüht, ein gegenrevolutionäres Personal zu organisiren, was nicht weniger als 200,000 Livres monatlich kostete, und dessen Thätigkeit 1792 fortdauerte. In diesem Personal figurirten außer den Pamphlet- und Epigrammfabrikanten, funfzig Sänger vom Pont-

Neuf, zwölf Korrupteurs für die Tribünen der Nationalversammlung, sechs dergleichen für den Jakobinerklub und sechs andere für den der Cordeliers; ferner zehn Applausmacher in jeder Sektion, sechs royalistische Wortführer in jedem Bataillon der Nationalgarde; funfzig Wortführer und 200 Applaus- und Vivatrufer waren in den Tuilerien, dem Palais-Royal, den Theatern und Kaffeehäusern vertheilt, und 160 Wortführer, Vorleser, Beifallklatscher und Beobachter in den Schenken. Endlich gab es noch in den vorzüglichsten Werkstätten von Paris 200 bestochene Arbeiter. Alle diese Individuen, ausgenommen die Schriftsteller, sollten auch spioniren und ihren Chefs Bericht erstatten.

Auf diese Art betrieben die gegenrevolutionären Absichten des Hofs in der Hauptstadt allein über 2000 Personen, und dabei konnte der arme Ludwig XVI. sich schmeicheln, die Nationalversammlung zu täuschen, und hoffte sogar, daß sie die Versicherungen seiner Treue gegen die Konstitution für aufrichtig halten würde!

Während dieser Ludwig öffentlich sein früheres System der Verheißungen fortsetzte, konnte er sich in's Geheim von keiner einzigen der Gewohnheiten seiner frühern Regierung trennen. Noch immer herrschte die Etikette von Versailles, und noch immer empfing man Alles verächtlich, was sich nicht durch Wappen und Ahnen empfahl. Den ersten Januar begab sich die Munici-

palität von Paris, der Sitte gemäß, nach dem Schlosse. Die kleinlichen Diener der Etikette öffneten den pariser Magistratspersonen nur die Hälfte der Flügelthür, die zu den königlichen Gemächern führte. Ludwig empfing sie, mit den Augen blinzelnd, am Eingange eines Billardzimmers und ein Queue in der Hand. Der König hörte mit sichtbarer Ungeduld Péthion's Rede, und als der Maire geendigt hatte, nickte er schweigend mit dem Kopfe, was sagen wollte: Ich danke Ihnen, aber gehen Sie und lassen mich jetzt mein Spiel fortsetzen.

Péthion, Manuel, Tallien, Billaud-Varennes und Danton entfernten sich, aufgebracht über die Impertinenz des Monarchen. Vielleicht war diese übel angebrachte Unhöflichkeit mit eine Ursache des giftigen Hasses, den alle diese einflußreichen Männer gegen Ludwig hegten.

Ich muß hier zwei Personen schildern, die abwechselnd, aber mit gewiß sehr verschiednen Absichten die Revolution beherrschen sollten; nämlich Péthion und Robespierre.

Péthion, den die Royalisten für einen wüthenden Demagogen hielten, war weit entfernt, diesen Ruf zu verdienen. Wer ihn sah, fühlte sich geneigt, das Gegentheil zu glauben. Seine Haltung war stolz und ernst, seine Miene offen, sein Blick leutselig. Dabei besaß er eine gemessene aber feurige und lebendige Beredsamkeit. Nie machte er übrigens in der National-

versammlung eine Aeußerung, welche Neigung zu Anarchie und Unordnungen verrieth; er haßte nicht die Monarchie allein, er haßte jenen höfischen Sinn, dem nur das Alte gefiel, und dies war ohne Zweifel die Ursache seiner Insolenz, als man ihn mit einer temporären Aufsicht über die königliche Familie beauftragt hatte. Es war dies eine Schwäche.

Als Privatmann war Péthion von unwandelbarer Rechtschaffenheit, und sprach oder that nie etwas, wodurch jemand beleidigt werden konnte. Im geselligen Kreise zeigte er sich sanft, heiter und offen, zu Hause aber und bei Vertrauten fast wie Rousseau, kindlich und zwanglos. Eines Tags nahm ihn Buzot mit bei sich zu Tische. Nach eingenommner Mahlzeit streckte sich Péthion, der wüthende Anarchist, wofür ihn und Buzot der Hof hielt, auf ein Sofa und trieb sein Spiel mit einem großen Jagdhunde, wie ein zehnjähriger Knabe. Nachdem dies ziemlich lange gedauert, schliefen beide nebeneinander ein, und Péthion's Schnarchen begleitete eine gute Stunde das Gespräch von 4 Personen, die ihn nicht wecken wollten.

„Da sehen Sie diesen Parteimann," begann Buzot zu seiner Frau und Madame Roland; „als wir zusammen die Nationalversammlung verließen, glaubte man gewiß, wir führten Intriguen im Schilde."

Vor seiner Ernennung zum Deputirten der konstituirenden Versammlung befand sich Péthion mit der Gräfin Genlis in England, deren Sitten so rein

waren, d. h. in ihren Schriften, und die gegen alle Freiheit, selbst gegen die der Gedanken so sehr eiferte.

Als Mitglied der Nationalversammlung verband sich Péthion bald mit Robespierre, dessen Meinungen ihm mit den seinigen in Einklang schienen. Beider Freundschaft war so groß, daß man sie nur die zwei Finger einer Hand nannte, und dauerte bis zu Ende von 1792, wo Haß an ihre Stelle trat. Die Ursache davon werde ich später nennen.

Robespierre, den ich ebenfalls zu schildern versprochen, war in nichts von der Natur begünstigt. Von kleinem Wuchs und übel geformten Gliedern, bemerkte man bei ihm an Händen, Achseln, Hals und Augen öfters ein konvulsivisches Zucken, was ihm mitunter ein abschreckendes Ansehen gab. Seiner Physiognomie fehlte es an Ausdruck, seinem Blick an Geist; seine schwarzgelbe Gesichtsfarbe und die oft sich runzelnde Stirn waren Zeichen eines gallichten, reizbaren Temperaments. In seinem Benehmen bemerkte man eine Hastigkeit, welche bei der geringsten Widerwärtigkeit in zornige Brutalität überging. Sein Gang war, wie wenn er dessen Langsamkeit beschleunigen wollte.

Robespierre's Stimme, so unangenehm, wie seine ganze Person, war kreischend und starke Provinzialismen machten seine, ohnedies schon an Zierlichkeit und geistreichen Ideen arme Rede noch ganz besonders unangenehm.

Es war der erste unter den öffentlichen Beamten,

der eine Brille trug, und hatte dieſen Gebrauch von dem berühmten Franklin angenommen; die Mode führte ſpäter die Nothwendigkeit herbei.

Als mich mein Vater eines Tags in die Nationalverſammlung mitgenommen hatte, erzählte uns einer unſrer Nachbarn etwas aus Robespierre's früherem Leben, das wir begierig anhörten.

„Auf der Schule," begann der Erzähler, „zeichnete er ſich aus; allein die Hoffnungen, die er dadurch erregt, wurden während ſeines Studiums der Rechtswiſſenſchaft getäuſcht. Einer der Profeſſoren, an die er empfohlen war, äußerte gegen den Freund ſeines Vaters, bei dem der junge Robespierre wohnte: „Dieſer junge Menſch iſt nicht das, was Sie denken; ſeine Schulſtudien haben Sie getäuſcht. Er wird nie mehr thun, als er gethan hat, und nie mehr wiſſen, als er ſchon weiß. Sein Kopf iſt nicht gut; es fehlt ihm an Verſtand und Urtheil. Rechnen Sie nicht auf ſeine Fortbildung; es fehlt ihm an allen Anlagen, nicht allein für den Gerichtsſtand, ſondern für jede Geiſtesübung. Laſſen Sie ihn nicht zu Paris; das Geld, was er hier koſtete, wäre verloren; nie wird er auch nur mittelmäßigen Rednern gleich kommen. Geſchäftsloſigkeit, die Verbindungen, welche er vorzugsweiſe eingehen, und die politiſchen Thorheiten, die er begehen würde, könnten ſeiner Ruhe und dem Glück der Familie ſchaden. Bringen Sie ihn wieder nach Arras, wo die Aufſicht ſeiner Aeltern ihn zügeln

wird, und wo er vielleicht das Amt eines Advokaten mit mehr Gewinn ausüben kann."

So sprach unser Nachbar auf den Tribunen und ich glaube seine Worte nicht merklich verändert zu haben, bin aber überzeugt, daß ich deren Sinn treu wieder gab.

Nachdem ich diese zwei Männer geschildert, von denen einer die Municipalität, der andre die Kriminaljustiz von Paris leitete, und die schon einflußreich waren, als sie Ludwig durch seinen albernen Hochmuth beleidigte, kehre ich zu den allgemeinen Ereignissen zurück.

In den ersten Tagen des Januar konnte man nicht mehr an den feindseligen Absichten Leopold's II. zweifeln. Die legislative Versammlung von den Truppenbewegungen in Deutschland unterrichtet, lud den König mittelst Dekrets vom 14. Januar ein, im Namen der französischen Nation bestimmte Erklärungen vom Kaiser zu verlangen. Schon hatten die Repräsentanten die Anklage der Brüder des Königs, der Prinzen Condé, des Exministers Calonne und endlich der Exdeputirten Laqueuille und Gregoire, Riquetti, Mirabeau verfügt, die man alle des Attentats auf die Sicherheit des Staats beschuldigte. Ein hoher Gerichtshof, der zu Orleans residirte, sollte die Verschwornen richten.

Zu gleicher Zeit wurden die Generale Luckner und Rochambeau, welche schon designirt, wenn nicht er-

nannt und nebst Lafayette bestimmt waren, die konstitutionellen Armeen zu kommandiren, zu Marschällen von Frankreich ernannt. Das häßliche Vorurtheil Ludwigs und Marien Antoinettens gegen den Freund Washingtons entzog ihm eine Beförderung, die er besser verdient hatte, als die beiden mittelmäßigen Generale, welche der König zur ersten militärischen Würde erhoben. Die Insignien derselben erhielten sie zu Metz, bei Gelegenheit einer Inspektionsreise des damaligen Kriegsministers von Narbonne.

Unterdessen begannen die Emigrirten zu Coblenz Worms, Speier und Mainz eine wirklich militärische Haltung anzunehmen, und ihre hohen, heraldischen Ansprüche unter die Disciplin zu beugen. Mirabeau's Legion zu Remigue zählte gegen 3000 Mann, die ziemlich gut equipirt waren; allein sie bestand zu zwei Drittheilen aus Deutschen und nur der Rest waren Franzosen, was bewies, daß sich bei den Deutschen das französische Geld viel wirksamer gezeigt, als die adlichen französischen Royalisten.

Die nur genannte Legion zählte 1000 Reiter und 2000 Fußgänger. Erstre trugen eine ganz grüne Uniform und einen Helm mit weißem Federbusch; Letztre dagegen gingen hellblau mit schwarzen Aufschlägen und dergleichen Federbusche auf dem Helme. Infanterie und Kavallerie hatten Schnurrbärte, die, laut Vorschrift, schwarz sein mußten, und denen man nöthigenfalls, mit Wachs diese Farbe gab.

Der General Mirabeau hatte sein Hauptquartier zu Remigue und einen sehr starken Generalstab. Früh zeigte er sich als einen Freund der Disciplin und militärischer Uebungen; allein Abends war der kriegerische Vicomte nur noch zu Sitzungen im Bette geeignet, und doch beschwerte sich mehr wie eine schöne Emigrirte, daß er seine Schuldigkeit dabei sehr schlecht gethan habe.

Nicht zu Mirabeau begab sich der Abbé Maury, als er Frankreich verließ. Dieser geistreiche Anhänger der Aristokratie überließ es dem Kardinal Rohan, militärische Revuen zu halten, und reiste nach Rom, um vom heiligen Vater für seine frommen, doch mit etwas Libertinage gemischten Anstrengungen während seines zweijährigen Deputirtenamtes irgend eine gute Pfründe zur Belehnung zu verlangen.

Maury's Einzug zu Rom hatte etwas Groteskes und selbst Aergerliches. Er hatte ihn nur originell haben wollen, und das Resultat übertraf seine Absichten. Wie es scheint, kam der Exdeputirte früher an, als man ihn erwartet, und das römische Volk, von Natur zur Spötterei geneigt, nahm sich die große Freiheit, den berühmten Reisenden zu verhöhnen, wozu es allerdings einige Ursache hatte.

Der Abbé stand nämlich in seinem Wagen vor einer Art von Schreibepult, bedeckt mit Büchern und Papier, und schien in eine ernste Lektüre vertieft. Bei diesem Anblick lachte die Menge dem Vertheidiger

der Religion in's Gesicht und bald wurde er ausgepfiffen, wie ein verunglückter Schauspieler, was er in der That war. Trotz dem las Maury mit scheinbarer Heiterkeit fort, die gewiß das Klopfen seines Herzens Lügen gestraft hätte, wenn Jemand ihm an die Brust gefühlt. Gewiß ist, daß der Gegner Mirabeau's, der von den Tribunen der Nationalversammlung bedauerte Narr, noch lesend in dem für ihn zurecht gemachten Hôtel ankam, wo er triumphirend empfangen wurde, nämlich von seiner Dienerschaft.

„Kanaillen sind diese Römer," rief er, aus dem Wagen springend; „ich will sie in den Bann thun lassen vom heiligen Vater, der mich mit offnen Armen aufnehmen wird."

„Nicht sogleich," antwortete eine Art Sekretär, der Maury in die Hauptstadt der Christenheit vorangeeilt war.

„Warum will mich denn der Papst nicht sogleich empfangen, da ich in zwei Jahren mehr für die Religion gethan, als er und seine Nachfolger in zwei Jahrhunderten thun werden?"

„Seine Heiligkeit ist für den Augenblick sehr krank."

„Ich wollte wetten, er leidet an Indigestion. Pius VI. soll recht sehr Gourmand sein."

„Nein, Herr Abbé, diesmal ist unser heiliger Vater gefährlich krank, in Folge eines Anfalls von

Schlagfluß, den er sich durch eine Anwandlung von Zorn zugezogen."

„Aha! das ist eben nicht evangelisch; aber still davon; man sieht, der Mensch ist schwach, selbst wenn er Papst ist. Gott, der bei der Wahl seines Stellvertreters das Conclave inspirirt, sollte dem Erwählten etwas von seiner Göttlichkeit einhauchen! Wäre dem so, würde Alexander Borgia nicht so viele Demüthigungen von seinen Kindern erfahren haben, aus dem einfachen Grunde, weil er dann keine gehabt hätte. — Und worüber ärgerte sich denn der Papst? — Fehlte irgend ein Franziskanerkloster gegen die Regel?"

„Keineswegs; der Proviantmeister seiner Heiligkeit hatte unglücklicher Weise den Cyperwein im Vatikan ausgehen lassen, und der heilige Vater trinkt keinen andern zum Dessert."

„Die Verantwortlichkeit für die Sünde fällt hier auf den nachlässigen Proviantmeister zurück; beim Dessert eines Papstes darf Cyperwein nicht fehlen."

Die Fortsetzung dieses Gesprächs ist nicht bekannt geworden.

Während man jenseit des Rheins waffnete, wurden in der Hauptstadt selbst geheime Ränke angesponnen. Der Hof, der Leopold II. immer noch zögern sah, die Gegenrevolution zu unterstützen, wollte

um jeden Preis eine jener Volksbewegungen hervorrufen, welche schon die Erklärung von Padua veranlaßt hatten. Um einen solchen hülfreichen Aufruhr zu Stande zu bringen, ersannen Dandré, Bertrand de Molleville und de Laporte Folgendes. Der erste dieser Agenten wurde beauftragt, zu Paris eine solche Quantität Zucker und Kaffee in Beschlag zu nehmen, daß die nächste Folge davon die Verdopplung des Preises dieser, für die Pariser zum Bedürfniß gewordnen Kolonialwaaren sein mußte. Zu diesem Zwecke überließ man Dandré von der Civilliste eine Million. Das Resultat war schnell und entscheidend; die Bewohner der Vorstädte, erbittert, den Preis eines Pfundes Zucker auf 42 Sous steigen zu sehen, plünderten die Läden der damit handelnden Kaufleute. Bemerkt muß werden, daß diese Plünderung kein vollständiger Raub war; das Volk hatte selbst einen Tarif gemacht, und bezahlte gemäß den darin festgesetzten Preisen. Das hieß Ordnung bei der Unordnung beobachten. Der Tumult dauerte 48 Stunden, worauf sich das Volk wieder zerstreute, ohne daß die Municipalität die nun beendigte Bewegung bemerkt zu haben schien.

Der Hof, welcher gehofft hatte, die Nationalgarde werde gegen die Plünderer gesandt werden, und ein Gerücht von Bürgerkrieg bis Wien und Berlin sich verbreiten, bedauerte jetzt, in seinen Hoffnungen getäuscht, die ausgegebne Million, da die dafür ge-

kauften Waaren bei den Großhändlern Cinot und Charlemagne geraubt worden waren.

Der König sandte, wie es hieß, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Deleſſart) zu Péthion, um ihn wegen seiner Fahrläſſigkeit bei den ſtattgehabten Unordnungen zu tadeln.

„Wußten Sie denn nichts von dem Tumult?“ begann der Minister ein Geſpräch, das damals, wie ich es hier mittheile, ſehr verbreitet war, ohne daß ich es grade für authentiſch erklären will.

„Ich kannte nicht allein dieſe Unordnungen“ antwortete der Maire, Deleſſart unverwandten Blicks betrachtend, „ſondern wußte auch ihre geheime Urſache, und wollte nicht gegen die Bürger wüthen, um den Verrath nicht zu unterſtützen, der ſie aufwiegelte.“

Der Minister erblaßte.

„Ich werde Ihnen jetzt beweiſen,“ fuhr Péthion fort, „daß wenn die Nation viel Geld ausgiebt, das man benutzt, ſie zu verrathen, ihr noch genug übrig bleibt, ſich gegen den Verrath zu ſchützen.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte der Miniſter, dem es nicht gelingen wollte, ſeiner Stimme volle Zuverſicht zu geben.

„Sehen Sie hier dies Schreiben,“ fuhr Péthion fort, ein Papier aus ſeinem Bureau nehmend; „die darin aufgezeichneten Thatſachen beziehen ſich auf den 15. Januar.“

Delessart bemühte sich umsonst, eine lebhafte Bewegung zu unterdrücken.

„Ich will Ihnen das Schreiben vorlesen," begann Péthion immer ernst und kurz.

„Den 15. früh werden die Verschwornen die Tribunen der Nationalversammlung erfüllen; Einlaßkarten, den gewöhnlich an das Publikum vertheilten vollkommen ähnlich, werden ihnen den Zutritt dahin erleichtern. Andre werden sich in den Saal einschleichen, und mit den Deputirten in dem Augenblicke Streit anfangen, wo diese ihre Plätze einzunehmen im Begriff sind. Auf die Klagen der Deputirten wird mit Dolchstichen geantwortet, und bei dem Geschrei der Getroffenen kommen sofort die Verschwornen von den Tribunen in den Saal herab, und ermorden die ärgsten Demagogen. Während dem durcheilen unsre gewöhnlichen Leute Paris, und hängen alle Einwohner, die wir ihnen als von vorzüglichem Einfluß auf die Revolution bezeichnet haben."

„Von wem haben Sie den Plan dieser angeblichen Verschwörung?" fragte der Minister nachlässig.

„Von einem der gedungnen Mörder selbst. Wollen Sie ihn sehen?"

„Man findet immer zu solchen Zwecken Menschen."

„Ich verstehe; Sie werden ihn nicht erkennen — — aber er —"

„Herr Maire.“

„Er könnte Sie erkennen.“

„Sie vergessen —“

„Genug; sagen Sie dem Könige, daß mir die Urheber der Unruhen am 23. und 24. sowie die der Verschwörung vom 15. bekannt sind. Seiner Majestät wird das Alles ganz klar sein, und schwerlich wird mich dieselbe wegen meiner Fahrlässigkeit tadeln.“

Herr von Narbonne, damals Kriegsminister, hatte dies im Schlosse erzählen hören, und fragte Delessart darum, der die Achseln zuckte, ausweichend antwortete, und auf der Stelle seinen Kollegen verließ. Dadurch wird freilich das Attentat auf die Nationalversammlung nicht bewiesen, wohl aber der Verdacht bestärkt, und obgleich ein Unternehmen der Art, mitten in Paris, als eine Tollheit erscheinen muß, so kann man doch daran glauben, da der Hof in Frankreich nur unterwürfige Leute sehen wollte, die sich nach dem alten Regiment zurücksehnten.

Herr von Narbonne, dessen Erzählungen ich gern hörte, weil er sich gut ausdrückte und nicht log, verschwieg mir übrigens Vieles, namentlich einige delikate Punkte, die ihn angingen. So hatte er 1792 auf der Nationaltribune den Vorschlag gemacht, in der Armee den passiven Gehorsam wieder einzuführen. Hauptsächlich erklärte sich Carnot gegen diesen Antrag, der etwas nach Aristokratie und Papa Ludwig XV. roch. — Wer, näher oder entfernter, von einem ge-

krönten Haupte abstammt, kann nicht leicht ein guter Patriot sein.

Mein liebenswürdiger Erzähler brachte übrigens Mannigfaltigkeit in seine Erzählung, und vermied so eine hauptsächliche Klippe jedes Erzählers von gutem Tone, die Einförmigkeit, Politik wechselte bei ihm mit galanten Abentheuern, Theateranekdoten und öfters auch mit Wundergeschichten. Etwas der letztern Art folgt hier.

„Als ich noch Kriegsminister war," erzählte er mir eines Tags beim Frühstück, „kam eines Tags ein sehr achtbarer Oberst, Namens Leeros, zu mir."

„Ich muß Sie um meine Entlassung bitten," begann er.

„Jetzt, bei einem bevorstehenden Kriege? — Sie haben sich das wohl nicht überlegt, Oberst."

„Um Verzeihung, mein General, ich habe eine andre Bestimmung erhalten; Gott ist's, der mich ruft."

„Und wozu?" erwiederte ich mit einem gewissen Ernst.

„Ich werde Priester."

„Priester, Sie, von dessen Abentheuern — —"

„Ein Grund mehr dazu."

„Aber wie sind Sie auf diesen seltsamen Einfall gekommen?"

„Durch ein noch seltsameres Ereigniß, das meine Ansicht vom Leben völlig verändert hat, denn es giebt noch ein andres."

„Ohne Zweifel muß man als guter Chriſt daran glauben.“

„Bisher glaubte ich nicht daran; allein jetzt habe ich Kunde davon.“

„Oberſt Lecros, ſind Sie krank?“

„Geſund an Leib und Seele; haben Sie die Güte, mich anzuhören.“

„Vor etwa acht Tagen hatte ich mich in einer Mühle, bei einem Dorfe in der Picardie, wo mein Regiment kantonnirte, zu Bett gelegt. Das Geräuſch der Räder ließ mich nicht ſchlafen und durch die kleinen, mit Blei eingelegten, mehlſtaubigen Fenſter fiel ein blaſſer Strahl des Mondes in mein Gemach. Plötzlich wurde dieſer, zu meiner nicht geringen Ueberraſchung, von einem großen Schatten bedeckt, da doch Niemand die Thüre geöffnet hatte. Meine Ungewißheit dauerte nicht lange; ein großer Mann in der gewöhnlichen Tracht der Fleiſcher ſtand vor mir. Seine Züge waren ſanft, und ein wohlwollendes Lächeln hielt ſeine Lippen halb offen, ſein Blick aber zeigte ein durchdringendes Feuer, wie ich es noch bei Niemand ſah.“

„Oberſt Lecros,“ begann die ſeltſame Perſon mit einer ſanften und zugleich melancholiſchen Stimme, „Sie kennen mich nicht.“

„Nein; wie kamen Sie hierher?“

„Für Weſen meiner Art ſind die Thüren über-

flüssig. — Ich komme weit her, Oberst Leros — — — aus der andern Welt.“

„Aus der andern Welt!“ wiederholte ich, unwillkührlich schaudernd.

„Fassen Sie Muth, ich erschien nicht, um Ihnen noch irgend jemand zu schaden, sondern um zu nützen. Ich bin der Geist eines Franzosen, und war bei meinem Leben Fleischer zu Paris. Ich habe eine Schwester, Oberst, die mich betrauert, und für mich betet, und um ihr zu dienen, komme ich zu Ihnen. Sie denken vielleicht, ich hätte mich gradezu an meine Schwester wenden können, da sie Ihnen unbekannt ist. — — Oberst, es giebt Geheimnisse im andern Leben, die man den Bewohnern der Erde nicht begreiflich machen kann. Ich kann davon weiter nichts sagen.“

„Meine Schwester,“ fuhr der Geist fort, „sucht seit zehn Jahren verschiedne Dokumente, in deren Ermanglung man ihr einen Theil meiner Erbschaft streitig macht. Diese Dokumente sind bei einem Notar von Verberie zu finden; wollen Sie ihr dies sagen?“

„Gern,“ war meine Antwort; „allein wo werde ich Ihre Schwester sehen?“

„Hier, in einigen Stunden. Eben jetzt will ich ihr sagen, daß sie herkommen soll.“

„Jetzt!“ wiederholte ich überrascht.

„Ja, Oberst, aber fragen Sie mich nicht. Ich könnte Ihnen doch nicht genügen. — — Sagen Sie meiner Schwester, Sie thue Unrecht, Ihr erstes Kind

dem zweiten vorzuziehen, und daß ich von ihr mehr Gerechtigkeit erwartete, sowie daß ich ihr um diesen Preis den erwähnten Dienst leistete. Leben Sie wohl Oberst."

„Sofort verschwand die Erscheinung, und ich war wieder allein. — — Der Hahn begann zu krähen; ich stand auf, brannte mein kaum gelöschtes Feuer wieder an, und brachte die übrige Nacht dabei in tiefem Nachsinnen zu."

„Kurz nach Sonnenaufgang machte ich mich auf den Weg, um die Quartiere meiner Mannschaft zu inspiciren, als ein Cabriolet vor der Mühle hielt. Ich sah eine Frau aussteigen, die mich unverwandt ansah, zwei Schritte zurücktrat, einen Schrei ausstieß, und mir ohnmächtig zu Füßen fiel. Sofort beeilte ich mich, ihr beizustehen, und als sie wieder zur Besinnung gekommen, blickte sie mich von Neuem mit dem Ausdrucke wahrhaften Erstaunens an.

„Wie kommt es," begann ich sanft, „daß Sie mein Anblick so bestürzt macht?"

„Ach," rief sie, „wie außerordentlich, wie seltsam! Ich habe Sie diese Nacht drei Stunden von hier, gekleidet, wie jetzt, gesehen, und Sie luden mich ein, Sie in dieser Mühle aufzusuchen, um mir die Dokumente, welche ich brauchte, nachweisen zu können."

„Allerdings kann ich Ihnen diese Nachweisungen geben, und Sie sollen hören, wie sie mir zugekommen sind."

„Sofort erzählte ich der Frau das nächtliche Ereigniß. Sie wollte zunächst eine Messe hören, ehe wir uns zusammen nach Verberie begaben, und wirklich bei einem Notar die gesuchten Dokumente fanden. — „Dies, mein General," fuhr der Oberst fort, „ist die Ursache, welche mich bestimmt, den Dienst der irdischen Mächte zu verlassen, um mich Gott zu weihen. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt; machen Sie einen Andern statt mir zum Obersten; ich gehe noch diesen Abend in's Seminar."

„Wenigstens können Sie nicht des Ehrgeizes beschuldigt werden," antwortete ich Lecros; „der Augenblick, würde übel gewählt sein, im geistlichen Stande sein Glück zu machen. Sie können mir die Wahrheit Ihrer seltsamen Erzählung versichern?"

„Ich versichre sie Ihnen auf meine Ehre," entgegnete der Oberst, „und ich glaube nicht, daß Sie, so lange ich bei Ihnen bin, eine Geistesabwesenheit an mir bemerkt haben. Uebrigens, Herr Graf, wenn Sie neugierig sind, die Schwester jenes gewesenen Fleischers, sowie den Notar von Verberie, der uns die Dokumente übergab, kennen zu lernen, so kann ich Ihnen Beide zuführen."

„Ich versicherte Lecros," sprach Herr von Narbonne, seine Erzählung endigend, „daß ich ihm glaube. — — Er war ein sehr tapfrer Militär, wovon er im amerikanischen Kriege Proben abgelegt, und es konnte mir nicht einfallen, zu denken, er verlange

seine Entlassung, um sich den Gefahren des Schlachtfeldes zu entziehen. Daher bewilligte ich sein Gesuch, und Sie können denken, daß es nicht an Kandidaten zu seiner Stelle fehlte."

Im Moniteur vom 22. Januar stand folgende, mit G. Feydel unterzeichnete Bekanntmachung: „Ich ersuche die Herrn Redakteurs, das Publikum und den König selbst zu unterrichten, daß seit mehrern Tagen, alle Morgen, von seinem kleinen Marstall Wagen mit Gepäck abgehen, wie im letzten Jahre während der Monate Februar, April und Juni. Alle Nachbarn bemerkten dies damals, wie jetzt."

Diese Anzeige, welche Herr Feydel fast an alle Journale der Hauptstadt geschickt, brachte eine gewisse Sensation im Publikum hervor; denn man erinnerte sich an die bittern Folgen der ersteren, besonders an die Fusillade des Marsfeldes. Die Besorgniß der Franzosen gleicht aber jenen Sturmwolken, die an einem schönen Tage über den Himmel eilen; ihre Heiterkeit wird nur vorübergehend getrübt, und kehrt, wenn die Furcht nachgelassen, in um so höherem Grade zurück, gleichsam um sich für einige verlorne Augenblicke zu entschädigen.

Achtundvierzig Stunden nach der unheilverkündenden Bekanntmachung Feydel's und noch am Abend der Plünderung der Zuckermagazine drängte man sich in's Théâter-Français, um die „Jeune hôtesse" zu sehen, eine nach Goldoni bearbeitete Komödie.

Dies Stück, das ich nicht erwähnt haben würde, hätte es sich nicht durch die Anstrengungen der trefflichen Schauspielerinnen, welche die Titelrolle der Reihe nach übernahmen, auf der Bühne erhalten, ist in allen seinen Theilen fehlerhaft, und die guten Sitten sind darin so wenig respektirt, als die theatralische Schicklichkeit. So fanden es z. B. die Moralisten von 1792 sehr unanständig, daß eine junge artige Wirthin sich in ihrem Gasthofe von einem hübschen Burschen unterstützen ließ, der ihr Gatte werden sollte. Allerdings hieß das eine zu frühe Gemeinschaft mit einander haben. Jetzt würde es nur für eine Artigkeit gelten, und man treibt die Vertraulichkeiten vor der Hochzeit auf dem Theater noch viel weiter. Als Beispiel diene der Anbeter „Angela's," dessen Füße man unter dem Vorhang des Alkovens der Geliebten bemerkt. Das heißen malerische Details. — Die Intrigue der jungen Wirthin ist der Typus aller der, wo liebenswürdige Koketten durch ihre Künste Männer verführen, die den Weibern Haß geschworen hatten. Dieser Canevas, auf den unsre Vaudevillisten wohl zwanzig Sujets gestickt, war damals neu, und gab, trotz des Unregelmäßigen der Handlung, Fräulein Candeille *) Gelegenheit, die ganze Anmuth und Feinheit ihres Spiels zu zeigen. — — Später wurde diese Schauspielerin in der Rolle der jungen Wirthin

*) Jetzt Madame Riboutè.

durch Fräulein Mars ersetzt, die ihre Vorgängerin nicht vermissen ließ. Der treffliche Künstler Grandmesnil gab die Rolle eines deutschen Barons mit großer Vortrefflichkeit.

Verfasser des Stücks ist Dessins, der im vorigen Jahre den „Réveil d'Epiménide“ geliefert hatte. Dieser Schriftsteller besaß den Reiz des Stils und die Darstellungsgabe, welche beim Schauspiel nöthig sind; allein nicht so glücklich war er in der Wahl und Anordnung seines Stoffs.

Ich habe schon mehrmals den Vetter Jacques (Beffroy) genannt, den Urheber von litterarischen Produkten, die zum Zweck hatten, die Franzosen wieder zu jenem Geist der Eintracht zurückzuführen, der das Glück der Staaten macht. Dies Unternehmen war zu Anfange unsrer Revolution nicht leicht; indeß fuhr der Verfasser der „Pommiers et le Moulin,“ des „Club des bonnes gens“ und des „Nicodème dans la Lune“ fort, seinen Balsam auf unsre Wunden zu träufeln, die der Parteigeist so empfindlich und brennend machte. Denselben menschenfreundlichen Zweck hatte auch eine periodische Schrift, betitelt „Le Consolateur,“ (Tröster) die seit dem ersten Januar erschien. Vorher gab der Autor „les Lunes“ heraus (das Wort gefiel ihm), damit man ihn aber, wie er in der Vorrede seines neuen Blattes sagte, nicht beschuldigen möchte, mondsüchtig (lunatique) zu sein, beschloß er, den Titel zu ändern. Uebrigens blieb der

der Vetter Jacques mit Recht bei seinem kecken Stil, seiner piquanten, harmlosen Lustigkeit und seiner wirklich originellen Manier. Es war immer jene milde Moral, jene inoffensive, blühende Philosophie, welche die Werke dieses Autors gesucht gemacht. Politik gab es wenig darin, und wenn sie vorkam, zeigte sie sich im scherzhaften Gewande. Der Vetter Jacques erregte bei seinen Mitbürgern fortwährend Lachen, um ihnen nicht Zeit zum Weinen zu lassen.

Da ich einmal von den litterarischen Erscheinungen der ersten Wochen des Jahres 1792 spreche, will ich alles hierher Gehörige erwähnen. Politik mischte sich damals mit Allem, was man schrieb, mochten es Bücher, Theaterstücke oder Zeitungen sein, und selbst der Moniteur war manchmal ein ziemlich pikantes Sittengemälde. Folgendes las man in einer Nummer dieses Blattes, bei Gelegenheit der Wiedervornahme des „Bourgeois gentilhomme" für Préville's Darstellungen.

„Als ich letzten Sonnabend im Nationaltheater den „Bourgeois gentilhomme" vom unnachahmlichen Préville gespielt, sah, und nachdem ich diesem ausgezeichneten Akteur den Tribut meiner Bewunderung gezollt, machte ich eine Bemerkung, die ich dem Publikum mittheilen will, und die es mir nicht übel Dank wissen wird. Molière schrieb das Stück bei Gelegenheit eines Festes, das Ludwig XIV. zu Versailles oder zu Fontainebleau gab. Alle Personen die-

ſes hübſchen Luſtſpiels ſind ehrbare Bürgersleute bis auf einige Lächerlichkeiten, und nur ein Mann von Stande iſt dabei, ein Höfling ohne Lächerlichkeiten, der aber ein Betrüger und M..... iſt. Keine Tradition, kein Journal, keine Denkſchrift der Zeit iſt bis auf uns gekommen, worin geſagt wäre, daß man dieſe ſo bezeichnete Perſon übertrieben gefunden. — — Ein Abonnent.“

Mir ſcheint jeder Kommentar über dieſen Buchſtaben unnöthig.

Die Bemerkung des Abonnenten des Moniteur veranlaßte die Beſucher des Café de Valois, des ſteten Sammelplatzes der Adelsariſtokratie, zu einer ziemlich übeln Grimaſſe. — — Ich ſagte Adelsariſtokratie, weil wir jetzt auch eine Ariſtokratie des Grundbeſitzes, des Geldes und der Wiſſenſchaften haben, die in Impertinenz und hohen Anmaßungen der Wappenariſtokratie den Rang ſtreitig machen. Die Beſucher des Café de Valois waren alſo ſehr unzufrieden über den kleinen Artikel im Moniteur; allein die Beſucher des Café de Foy, lauter Patrioten, lachten von ganzem Herzen darüber, weniger jedoch, als über folgende Anekdote.

Sie Alle haben die Duthé dem Namen nach gekannt; Memorialiſten, Vaudevilliſten und Novelliſten haben dieſe berühmte Demoiſelle erwähnt, und öfters auf die Bühne gebracht, welche der Reihe nach allen galanten Prinzen des franzöſiſchen Hofs ange-

hörte. Man hat Ihnen die Duthé auf einem 15 Fuß hohen Whisky in der eleganten Bahn von Longchamps gezeigt, so wie in der Nachlässigkeit des Boudoir. Endlich sind Sie ihr, an der Hand unsrer beliebten Erzähler, bis zu den Orgien der kleinen Häuser gefolgt, wo sich diese so liebenswürdige Nymphe, im Vorbeigehn gesagt, auf unendlich reizende Art berauschte.

Dank einem in den englischen Journalen zu Ende Januars 1792 enthaltnen Artikel, will ich Ihnen aber die Duthé in einer ganz neuen Lage vorführen.

Zu der Zeit, von der jetzt die Rede ist, war die Herrschaft der spekulativen Damen im Sinken, sie fanden ihre Rechnung nicht mehr inmitten einer Nation, wo nur Waffengeräusch und Trommelschlag vorherrschend waren. Wenn auch manchmal unsre jungen Militärs oder Nationalgardisten sich wieder dem für sie so gut passenden Kultus der Schönheit zuwendeten, so machte doch der uneigennützige Patriotismus der jungen Französinnen die vordem theuer bezahlte Güte der Damen der Oper überflüssig.

Uebrigens näherte sich die Duthé dem funfzigsten Jahre, und obgleich sie noch ausnehmend hübsch war, verließ sie Frankreich, um sich nicht von ihren Anbetern verlassen zu sehn. Vielleicht fiel ihr ein, daß unsre überseeischen Nachbarn Liebhaber von heroischen Ruinen sind, und hoffte deshalb, irgend ein Lord

werde noch seine Seufzer und Guineen an sie verschwenden. Duthé schiffte sich ein.

Diese moderne Lais hatte viel auf dem Flusse der Zärtlichkeit geschifft, wie Lacalprenède und Scudéry sich ausdrückten, aber nie einen Fuß auf ein Packetboot gesetzt.

Jeder Anfang der Schifffahrt geht dem Anfänger zu Herzen, und das der Duthé wurde ganz besonders aufgeregt, obgleich sie sich häufig bewegt gestellt, ohne es zu sein. Gradezu gesprochen, unsre Demoiselle wurde so seekrank, daß sie mit dem Ocean das delikate Frühstück theilen mußte, welches sie sich in dem Gasthofe Dessin's zu Calais, damals dem prachtvollsten Frankreichs, hatte geben lassen. Ist der Leser seekrank gewesen, so brauche ich ihm nicht erst zu sagen, welche Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit dies Uebel erzeugt. Das Bewußtsein sinkt, und man ist nur noch eine lebendige Maschine. In diesem Zustande näherte sich die Duthé dem Geländer des Verdecks, stützte sich darauf, ohne zu wissen, was sie that, und begann die konvulsivischste der Erbrechungen.

Plötzlich brachte ein Schwanken des Schiffs die arme Demoiselle aus dem Gleichgewicht, der Kopf nahm den übrigen Körper mit, und da lag sie in 300 bis 400 Fuß tiefem Wasser.

„Es fiel ein Mann ins Meer!“ rief der Kapitän.

„Nur eine Frau," erwiderte ein Matrose, der, galanter in seinen Handlungen, wie in seinen Worten, in weniger als einer Minute nach unsrer schönen Landsmännin sich ebenfalls im Meere befand.

Der Matrose tauchte unter, kam wieder herauf und tauchte abermals unter, ohne die Duthé zu bringen. Endlich erschien der treffliche Schwimmer wieder auf der Oberfläche des Wassers, und rief: „Ich habe sie, aber auf eine drollige Art." — Umsonst bemühe ich mich, zu erklären, was der wackre Mann unter einer drolligen Art verstand, ohne dadurch den guten Sitten zu nahe zu treten, und doch deutlich zu sein. Der Leser möge also rathen; der Matrose hielt die Duthé auf eine drollige Art, aber jedenfalls so, daß sie vor einem Rückfall sicher war.

Wäre die Exfavorite des Herzogs von Orleans und des Grafen Artois nicht völlig bewußtlos gewesen, so würde sie sich gewiß über die gewaltsame Art, wie sie ihr Retter handhabte, beschwert haben, und als sie wieder zu sich kam, bewies eine unwillkührliche und örtliche Geberde den Schmerz, den ihre Rettung ihr verursachte.

Man hatte die schöne Verunglückte auf's Verdeck gebracht, wo der heftige Wind und vorzüglich die Kälte ihrer nassen Kleider sie bald wieder zu sich brachten. Dann zeigte man ihr den Retter ihres Lebens, der von Wasser triefend vor ihr stand.

„Mein Freund," begann ſie, „ich verdanke Dir das Leben; allein Du haſt mir übel mitgeſpielt."

„Man kann nicht immer, wie man will, wenn man da drinnen arbeitet (er zeigte nach dem Meere). Ich kann nichts dafür, daß ich Sie auf dieſe Art wieder erwiſcht, und gewiß war meine Abſicht nicht, Ihnen Schaden zu thun."

Bei den letzteren Worten brachen die Anweſenden, die ſich ohne Zweifel an die Lebensart der Duthé erinnerten, in ein ſo allgemeines Lachen aus, daß die arme Demoiſelle, ſo abgehärtet ſie war, wirklich deshalb verlegen wurde, und bis an die Augen erröthete, was ihr ſeit lange nicht begegnet war.

Endlich ging ſie in ihr Gemach, um die Kleider zu wechſeln, und während ihrer Abweſenheit interpretirte jeder nach ſeiner Art den Ausdruck des Seemanns, der ſich entſchuldigt hatte, der Duthé keinen Schaden thun zu wollen.

Das Gelächter auf dem Packeboot fand zu Paris ſein Echo; allein bald hatten die Pariſer ſich mit ernſteren Angelegenheiten zu beſchäftigen. So eben war nämlich ein Traktat zwiſchen Oeſtreich und Preuſſen zu Berlin unterzeichnet worden, um „die Unruhen in Frankreich und Polen zu unterdrücken."

Als man Polen in dieſer Konvention erwähnt ſah, war leicht zu begreifen, daß Katharina II. auch dazu gehörte. Wie geſchickt wiſſen nicht die Deſpoten Alles zu benutzen! Allerdings gab es in Polen

eine Revolution; allein sie hatte mit der französischen weder in ihren Grundsätzen noch in ihren Interessen eine Gemeinschaft. Unsre Regeneration war wesentlich demokratisch; allein die, welche man in Polen versuchte, sollte nur der Aristokratie Vortheil bringen. Wie ich schon anderswo gesagt, gab es damals keine polnische Nation. Polen wurde durch eine adlige Oligarchie repräsentirt, die sehr begierig war, die ihr genommenen Rechte wieder zu gewinnen, hauptsächlich aber, das russische Joch abzuschütteln, und die Unabhängigkeit des Throns der Jagellonen wiederherzustellen. Das nannten die Polen ihre Nationalität; was die Bauern betrifft, so dachte Niemand daran, ihre Beschränkungen zu erweitern, ja, sie selbst nicht einmal. Sie waren und sind noch für die Sklaverei gemacht.

Hieraus geht hervor, daß beide, im Traktat von Berlin neben einander gestellte Revolutionen nichts mit einander gemein hatten; allein für Katharinen, die ihre Nachbarn in ihrer Gewalt behalten wollte, waren Frankreich und Polen eins. Sie hatte zum Kaiser und zum Könige von Preußen gesagt: „Soll ich Ihnen dort die Demokratie unterdrücken helfen, so stehen Sie mir bei, hier die Aristokratie zu beseitigen.“ — Die beiden Souveräns hatten sich durch diesen machiavelschen Kunstgriff und die daraus folgende Wortverdrehung irre führen lassen.

Den Traktat von Berlin beantwortete die legis-

lative Versammlung durch ein Dekret vom 9. Februar, welches das Eigenthum der Emigrirten mit Sequester belegte. Gewiß konnte man nicht, ohne ungerecht zu sein, die Repräsentanten der Gewaltthätigkeit, ja, nicht einmal der Uebereilung anklagen. Beide Nationalversammlungen hatten genug Bekanntmachungen und Dekrete erlassen, um diese Nothwendigkeit zu vermeiden, und oft genug die Pforten Frankreichs den nicht allein flüchtigen, sondern sogar gegen ihr Vaterland bewaffneten Franzosen geöffnet. Die Konfiskation war also gesetzlich, und umsonst wird man sich bemühen, durch Spitzfindigkeiten das Gegentheil zu beweisen. Die alten Gesetze der Monarchie selbst rechtfertigten diese Bestimmung, und ihr Sinn wurde gewiß mehr verfälscht, als man die Güter der unglücklichen Protestanten konfiscirte, die das Edikt von Nantes zur Auswanderung gezwungen.

Leopold II., von dem man so oft Erklärungen wegen seiner Politik gegen Frankreich verlangt, gab nun endlich diese in einem an seinen Gesandten unterm 17. Februar gerichteten Schreiben, das in der Hauptsache etwa Folgendes enthielt: „Seit Ludwig XVI. die Freiheit wieder erhielt, beschäftigte sich der Kaiser nebst den übrigen Mächten nur in so fern mit den französischen Angelegenheiten, als es nach einer so allgemeinen und so beunruhigenden Revolution wie die französische, natürlich war. Uebrigens hat Frankreich seit einem Jahre beträchtliche Mannschaft ausgehoben,

und man kann den Mächten das Recht nicht streitig machen, gleiche Maßregeln zu ergreifen. — Leopold versicherte hierauf, die Waffnungen der Emigrirten wären eine leere Demonstration, musterte nun den innern Zustand Frankreichs, und äußerte, die Demagogen drohten immer mehr und mehr, die Monarchie umzustürzen. Endlich wurden die Jakobiner angeklagt, ihre Grundsätze des Umsturzes auch im Auslande zu verbreiten, und so die Throne Europa's zu gefährden. Trotz dem schloß der Kaiser seine Note mit der Bemerkung, daß er seine bisherige Ruhe und Mäßigung gegen Frankreich auch fernerhin beobachten werde, und zwar deshalb, um sich nicht von dem freundschaftlichen Interesse zu entfernen, was ihm dies Königreich einflöße."

Dies diplomatische Aktenstück schadete nur Ludwig und seinem Ministerium in der Meinung der Nationalversammlung; denn diese wußte recht gut, daß der Entwurf des wiener Aktenstücks von der Königin nach dieser Hauptstadt gesendet worden, und daß die Verfasser desselben Barnave, Lameth und Duport waren. — Seltsame konstitutionelle Aufrichtigkeit, daß ein Hof selbst die Antworten fertigte, welche die fremden Kabinette auf die von ihm an sie gerichteten Fragen geben sollten!

Man wollte lange nicht daran glauben, daß der König selbst in dem Augenblicke, wo er ein Ultima-

tum von seinem Schwager verlangte, Herrn Mallet-Dupan nach Oestreich gesendet, um dessen Rüstungen gegen Frankreich zu beschleunigen. Bertrand de Molleville hat aber diese Schändlichkeiten an den Tag gebracht, und zwar seiner Meinung nach als legitime Handlungen seines Souveräns. Er sagte sogar, auf ein Ereigniß anspielend, das ich bald erwähnen werde: „Der König entließ seine gegenrevolutionären Minister, und wählte andre, weniger verdächtige; allein heimlich blieb er mit den entlaßnen Ministern in Verbindung, und folgte gewöhnlich ihrem Rathe."

Trotz den friedlichen Versprechungen Leopolds II. wurde in Wien zu Ende Februars eine neue Konvention zwischen dem Kaiser und dem Könige von Preußen unterzeichnet, in der Absicht 1) eine dauerhafte Verbindung zwischen den beiden Staaten gegen alle innere und äußere Unruhestifter abzuschließen; 2) alle den kontrahirenden Mächten zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um der Krone Frankreichs die beseßnen Rechte und Prärogativen wieder zu verschaffen. Deshalb sollten Oestreich und die zu ihm gehörigen Staaten 180,000 Mann stellen, Preußen aber und seine Alliirten 60,000 Mann über das Reichskontingent. Ein Kongreß solle die nach den alten Geseßen der Krone Frankreichs zukommenden Rechte festseßen, um ihr die ganze Würde wiederzugeben, die sie vor 1789 hatte.

Diese Uebereinkunft, deren eigentliche Quelle die

Nationalversammlung vollkommen kannte, machte das Verderben des unglücklichen Ludwig unvermeidlich.

Wir wollen jetzt die Repräsentanten, die Klubs und das Publikum die wiener Konvention diskutiren und kommentiren lassen, und sehen, was die Hauptstadt zu Ende Februars 1791 für litterarische Neuigkeiten darbot.

Wie erwähnt, gaben die Theater Gelegenheitsstücke, und benutzten die zeitgemäßen Neigungen und Leidenschaften. Es war dies eine Spekulation, wie jede andre; allein nicht aus diesem feilen Gesichtspunkte sind die dramatischen Dichtungen Chenier's zu betrachten, die er in jener Zeit der Gährung auf's Theater brachte. Dieser Tragiker dachte als gewissenhafter Mann, daß er Pflichten auf der Bühne zu erfüllen habe.

So ließ er am 17. Februar im französischen Theater der Straße Richelieu seine Tragödie „Caius Gracchus" geben. Will man einen Gegenstand den Umständen anpassen, so kann er nicht leicht in seinem ganzen Umfange benutzt werden; man muß öfters das Interesse zu Gunsten der beabsichtigten Anspielungen verändern, und selten bleibt der Entwurf des Stücks untadlich, weil man ihm Gewalt thun muß, um einzelne Schönheiten herauszuheben. An diesem Fehler leidet auch „Caius Gracchus." Der Tribun verlangt, trotz des blutigen Unterganges seines Bruders Tiberius, vom Senate das agrarische Gesetz, was die Pa-

tricier, welche es beraubt, beſtändig verwerfen. Licinia die Frau des Gracchus, will ihren Gatten von ſeinem gefährlichen Plane abbringen; allein Cornelia, ſeine Mutter, dringt in ihn, dabei zu beharren. Hiermit ſchließt ſich der erſte Akt. Im zweiten wird der Tribun beim Volke angeklagt, die Ermordung eines Liktoren zugelaſſen zu haben; dagegen klagt Gracchus den Senat an, der ihn zum Tode verurtheilt. Dann begnügt man ſich, ihm ſeinen Sohn zu nehmen. Im dritten Akt, nachdem Cajus die verführeriſchen Anträge des Konſuls Opimius muthig zurückgewieſen, erfährt er, daß ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt iſt, flieht und giebt ſich den Tod vor Roms Thoren. Sterbend bringt man ihn herbei, und er giebt in den Armen ſeiner Mutter, ſeiner Gattin und ſeines Sohnes den Geiſt auf.

Nach dieſer Auseinanderſetzung iſt leicht zu ſehen, wie unzuſammenhängend ein ſolches Stück ſein muß. Daß man Cajus ſeinen Sohn nimmt, iſt weder motivirt, noch bringt es dem Ganzen Vortheil, noch endlich hat es irgend ein Reſultat. Der Tribun, ſtatt zu handeln, macht einen ungeheuren Wortſchwall, offenbar, um philoſophiſche Sentenzen anzubringen, und läßt das Volk ruhen, jenen mächtigen Hebel, der allein im Stande war, ihn über den Senat triumphiren zu machen. Kurz, dieſe Tragödie iſt nur ein dramatiſcher Erguß voll patriotiſcher Anſpielungen, die aber alle mit leidenſchaftlichem Beifall aufgenom-

men wurden. Uebrigens hat das Stück viel poetische Schönheiten; der erste Akt ist mit einer Eleganz durchgeführt, welche nicht immer Chenier's Versifikation darbietet; der zweite verbindet mit dem Verdienste einer hinreißenden Beredsamkeit den Vorzug der Wärme und einer sehr dramatischen Darstellung. Diese Tragödie, von den Umständen erzeugt, hielt sich so lange, als diese Umstände, und gewiß besaß sie zu viele Schönheiten, um sofort unterzugehen. Monvel spielte die Rolle des Gracchus auf eine bewundernswerthe Art.

Um der Tragödie seines Rivals eine Neuigkeit entgegenzusetzen, gab das Nationaltheater am 25. Februar zum ersten Male den „Vieux Célibataire“ (alte Hagestolz), Komödie von Collin d'Harleville. — Was soll ich von einem Stück sagen, das seit 44 Jahren auf dem Repertoir geblieben ist, und stets mit Vergnügen gesehen wird? Alle mögliche Kritiken, gute und schlechte, parteiische und unparteiische, sind ihm zu Theil geworden. Ich begnüge mich, mit wenig Worten die Geschichte seiner Erscheinung zu geben. Die vier ersten Akte erhielten vollkommnen, und selbst in seiner Uebertreibung gerechten Beifall. Seit lange war kein aus moralischen, unterrichtenden und ergötzenden Einzelnheiten, so wie aus Zügen der Beobachtung und des Naturells voll Reiz und Wahrheit so glücklich gemischtes Stück auf die Bühne gekommen. Allein das Publikum, von diesem vollkommnen Ganzen verwöhnt, das es im fünften Akt nicht wieder

fand, hörte diesen mit Murren an. Bei der zweiten Vorstellung hatte der Verfasser den letzten Akt geändert, und nun erhielt das Stück ungetheilten Beifall.

Molé spielte die Titelrolle mit einem Talent, dem seitdem Niemand darin gleichgekommen.

Das Vaudeville-Theater entstand im Jahre 1792; sein Name bezeichnet die Gattung der Stücke, die dort seit seiner Begründung gegeben wurden. Das Schauspiel war heiter und witzig, und gefiel, wie alles Kecke und Naive in Frankreich gefällt, zumal bei der Jugend.

Auf dem Vorhange stand:

Boshaft geboren, schuf der Franzmann's Vaudeville.

Vortrefflich; nur muß man das „boshaft" nicht im schlimmsten Sinne nehmen. Die Autoren dieses Theaters überschritten aber um Vieles ihr Ziel in einem Stück, dem die öffentliche Mißbilligung die verdiente Gerechtigkeit widerfahren ließ, leider aber nur nach einem schrecklichen Auftritte, der bald mehrern Personen das Leben gekostet.

Schon war das Vaudeville „Mille et un Théâtres" übel aufgenommen worden, worin das Gesetz, welches den dramatischen Dichtern das Eigenthum ihrer Werke sicherte, und jenes andre, welches die Privilegien der Theater abschaffte, lächerlich gemacht wurden. Es schien ziemlich seltsam, ein Theater sich über eine Freiheit beklagen zu hören, der es sein Dasein verdankte, und seinen Tadel über die Menge der an-

dern Theater zu vernehmen, da es deren letztes und jüngstes war. Allein noch zu sehr Neuling in der Herrschaft der Freiheit, um die beleidigten Gesetze zu rächen, fand doch nicht dasselbe in Bezug auf die Personen statt. Am 24. Februar erlaubten sich die singenden Aristarchen der Straße de Chartres in einem Stück, betitelt „L'auteur d'un moment," ihren Zorn gegen Chenier in einer beißenden Kritik auszulassen. Ein heftiger Streit entspann sich im Parterre, und wäre die Nationalgarde nicht gekommen, so würde dieser beschränkte Platz ein blutiges Schlachtfeld geworden sein.

Den Tag nachher verlangte das aufgebrachte Publikum vom Direktor, er solle versprechen, das Vaudeville, was am vorigen Tage solche ärgerliche Auftritte veranlaßt, nicht wieder zu spielen, sondern das Stück bei vollem Theater zu verbrennen.

Hierauf und nach einigen Besprechungen im Innern erhob sich der Vorhang, und der Direktor Barré, in gewöhnlicher Kleidung, von seiner Truppe umgeben, wurde sichtbar, in der einen Hand das Stück haltend, eine Kerze in der andern, und bewirkte sofort unter dem tumultuarischen Beifall des vollen Hauses die Einäscherung des „L'auteur d'un moment." Nichts konnte seltsamer sein, als die Vollziehung dieses Volksurtheils in Form eines Schauspiels; allein die groteske Feierlichkeit wurde noch durch den Umstand erhöht, daß sich zwei bis drei wirkliche Municipalbeamte

in ihren dreifarbigen Schärpen unter die Schauspieler mischten, um sich zu überzeugen, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehe. Nachdem die Sache beendigt, fiel der Vorhang, und die Magistratspersonen erhielten auch ihren Theil von dem Beifall; sie hatten ihre Rolle gespielt, wie die übrigen Akteurs.

Der Hof hatte gehofft, beim Vaudeville einige Sänger für sich zu gewinnen, die ihm hätten besser dienen können, als man vielleicht denken sollte; denn es ist schon viel, auf Unkosten seiner Feinde Lachen zu erregen. Indeß zeigte sich der royalistische Zweck zu schnell, und die Sache hatte ein Ende.

Nach jener Lektion blieb das Vaudeville seinem scherzhaften Genre treu, und seine heitere Kritik waffnete sich nur mit Stecknadeln, konnte also nie ins Herz treffen. Die Herren in der Straße de Chartres ergingen sich in ledernen Witzen.

Wenige Tage nach Vollziehung des Urtheils an dem verdammten Manuskript wurde auf demselben Theater ein kleines Stück „Revanche forcée" gegeben, das sehr lustig war, und welches der oder die Verfasser geistreich behandelt hatten.

Ein Officier, der sich in seiner Liebe öfters von Abbés beeinträchtigt gesehen, schwört, sich an jedem Subjekte der Art zu rächen, das ihm in den Weg kommen würde. Der Zufall führt den Militär zu einem jungen Seminaristen, der eben mit Kouplets für seine hübsche Kousine beschäftigt ist. Der Officier findet es lustig,

den Autor zu zwingen, ihm die Verse vorzusingen. Der Abbé hat Muth; allein unbewaffnet, fügt er sich aus Respekt vor dem gezückten Degen unsres Helden in sein Schicksal und singt. Bald kommt er aber mit Degen und Pistol bewaffnet zurück, und nöthigt nun seinerseits den Officier, zu tanzen. Dann schlägt er ihm vor, sich offen mit ihm zu schlagen. Der Kecke erkennt nun sein Unrecht, und reicht seinem Gegner die Hand. Unsre jungen Leute werden die besten Freunde von der Welt, ja, der Officier bringt es sogar dahin, daß der Abbé sein geistliches Kleid abwirft, seine Kousine heirathet und Militär wird.

Wenn man heutzutage ein solches Produkt meinem Freunde Arago anböte, dem Direktor des Vaudeville, so würde er zum Verfasser sagen: „Dergleichen, mein Herr, ist für Kinder," worauf der Autor erwidern könnte: „Ich begreife wohl, daß es nicht für ein Theater paßt, wo man die Kinder während des Stückes macht." Dann würde er sein unschuldiges Werk zu Herrn Comte tragen.

Eine ungewöhnliche Bewegung in der Buchhändlerwelt wurde zu Paris gegen Ende des Februars 1792 bemerklich und machte, als ein damals ziemlich seltnes Ereigniß, viel Aufsehn. Die „vergriffenen Auflagen" und die Schriftsteller „von Ruf" waren in jener Zeit litterarischer Mittelmäßigkeit noch nicht bekannt, wo noch Niemand mit dem Rufe zu wuchern, und die Erfolge zu bearbeiten verstand. Von

einem Buche wurden damals nur wenige Exemplare abgezogen, und diese nach ihrem Werthe verkauft. Die neuen Auflagen waren eine Wahrheit. Demnach mußte etwas Großes in der Republik der Litteratur vorgehen, um dort so viel Bewegung zu erregen, und in der That hatte der Buchhändler Garnery eben die Originalbriefe Mirabeau's publicirt, welche dieser in den Jahren 1777, 78, 79 und 80 im Thurme von Vincennes geschrieben hatte. Diese Briefe sind zur vollständigen Beurtheilung des Charakters des großen Redners nothwendig, und beweisen, daß er damals von glühenden Leidenschaften beherrscht war, daß seine thätige und fruchtbare Einbildungskraft vor Verlangen brannte, sich mitzutheilen, und daß der Gefangne von Vincennes seine Lage mit einem über sein Schicksal erhabenen Muthe ertrug. Man bemerkt in dieser Korrespondenz ein über seine Beschränkung ungeduldiges Genie, das stark daran rüttelt, und die Willkühr mit einer edeln Rache bedroht. Welches Feuer, welche begeisterte Ergüsse einer mächtigen, durch Entfernung und vielleicht die Erinnerung einer glücklicheren Vergangenheit gereizten Liebe finden sich nicht in seinen Briefen an Sophie Ruffei, Marquise von Mounier! Außerdem finden sich darin Einfälle augenblicklicher Laune, die aber stets von einem Geiste zeugen, der mit Adlerblick alle Litteratur und Philosophie übersah und sie auf den Fittichen seiner Gedanken bis an die Grenzen einer kühnen Poesie erhob.

Wer Mirabeau's Briefe gelesen hat, zumal die Liebesbriefe, muß mehr wie je an der Reinheit seiner Sitten zweifeln, und es ist schwer, darin den Keim der Leidenschaftlichkeit zu übersehen, der fast alle seine Handlungen, moralische, wie politische, auszeichnete. Niedrige, entehrende Grundsätze finden sich aber nicht darin. Uebrigens kann man sehen, indem man dem Fluge seiner stürmischen Jugend folgt, daß Mirabeau weder ein Säufer, noch feig und feil war. Seine ersten der Schönheit gebrachten Huldigungen wurden von einem ausnehmenden Zartgefühl bezeichnet, und mehrmals genügte er dem fatalen Vorurtheil, welches will, daß die Menschen wegen der geringsten Verletzung ihrer Eitelkeit, die sie Ehre nennen, einander erwürgen. — „Niemand," sagt er in dieser Beziehung, „wird mir Mangel an Entschlossenheit vorwerfen können; allein nie war ich ein Raufer, und preise mich deshalb glücklich."

Kurz, Freunde wie Feinde Mirabeau's müssen in ihm, wenn sie seine im Schlosse von Vincennes geschriebenen Briefe lesen, ein außerordentliches Genie anerkennen, wovon diese Korrespondenz die Bestätigung enthält.

Ich kann mein litterärisches Bulletin nicht schließen, ohne eine Anekdote mitzutheilen, die mir durch unser londner Haus zukam. Herr von Châteaubriand, dessen Genie einige Jahre später sich in solchem Glanze zeigen sollte, war damals noch ein Anfänger, und

empfand in Milton's Vaterland denſelben Verdruß, wie dieſer große Mann, der auf den Rath ſeiner gebieteriſchen Bedürfniſſe ſein „verlornes Paradies" für wenige Guineen hingab. Kurz der künftige heilige Schriftſteller ging in London von einem Buchhändler zum andern, um ein Manuſkript anzubringen, das nichts weniger, als religiös, oder moraliſch war. Châteaubriand, den der Himmel noch nicht erleuchtet, hatte ſich durch den Erfolg der Louvet und Laclos verführen laſſen, wie ſie dem Baal der Boudoirs und den kleinen Häuſern zu opfern.

Abgewieſen und wieder abgewieſen kam endlich der beginnende Autor zu einem ehemaligen Benediktiner, Namens Dulau, der, ohne recht zu wiſſen, warum, ausgewandert war, und in London einen Bücherladen eröffnet hatte, um leben zu können. Der Exmönch überlas die Handſchrift ſeines Landsmannes, und gab ſie ihm dann mit den Worten zurück: „Glauben Sie mir, das Publikum wird bald der Gottloſigkeiten und ſittenloſen Reden überdrüſſig ſein, und Ihr Werk dürfte alſo wenig Beifall finden. — Sie haben Talent; kehren Sie zur Moral und Religion zurück, dies iſt Ihrer würdig, und ſollten Sie für den Augenblick langſamere Fortſchritte machen, als durch unmoraliſche Bücher, ſo werden Sie wenigſtens nicht darüber zu erröthen brauchen."

Noch eine Anekdote muß ich hier erzählen, die weit mehr Zuſammenhang mit dem litterariſchen Auf-

treten des Verfassers der Märtyrer hat, als man denken sollte. — — Der Italiener Camerani war lange Zeit steter Geschäftsführer der komischen Oper, und die Theaterverwaltung beauftragte immer ihn, einen alten, lustigen Mann, der Pillen trefflich zu vergolden wußte, den Verfassern die abgewiesenen Stücke zurückzugeben. Als nun eines Tags auch einer dieser armen Patienten zu Camerani kam, um wegen eines übergebnen Werkes die Antwort des Lesekomité zu hören, empfing ihn der spaßhafte Italiener mit so zuvorkommender Höflichkeit, daß der Autor die größten Hoffnungen faßte. — — Er hatte sich auf eine weiche Ottomane gesetzt, und näherte in Folge der dringenden Einladung des Italieners seine etwas nasse Fußbekleidung einem Becken voll glühender Kohlen. Indeß wagte der ehrliche Mann nicht, den zarten Gegenstand, der ihn herführte, zu berühren, aus Furcht, das fantastische Gebäude von Glück, das er schon im Geiste errichtet, zu schnell verschwinden zu sehen. Camerani begann also:

„Ihre kleine Oper ist allerliebst, nach der einstimmigen Meinung des Komité."

„Dann hat das Komité das Werk eines Anfängers sehr nachsichtig beurtheilt."

„Nein, nein; der Komité ist gerecht. Sie haben sich da drin so spaßhaft gezeigt, wie ein Kobold."

„Ich kann also hoffen —"

„Einst einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller zu werden.“

„Und mein Stück ist — —“

„Einstimmig abgewiesen, mein Freund, einstimmig; allein das thut nichts, Sie haben da ein nettes Werkchen.“

„Weßhalb aber weist man es zurück, wenn ...“

„Sehen Sie, in Ihrer Oper giebt es einen Vater, zwei Väter und dann einen Onkel — queste tropo, caro mio — — einer der Väter muß mit dem Onkel verschmolzen werden, um eine niedliche Rolle für Frau St. Aubin zu erhalten.“

Doch, ich kehre zu Châteaubriand zurück, und zwar ganz natürlich, wie der Leser sogleich sehen wird. Ob er die Personen, Freigeister, oder galante Abentheurer, in dem zurückgegebnen Manuskript änderte, um gute Christen und Märtyrer des Glaubens aus ihnen zu machen, kann ich nicht sagen; allein von jener Zeit an begann er, fromme Werke zu schreiben.

Mitten unter den dramatischen und litterarischen Neuigkeiten cirkulirte im März 1792 auch die Nachricht von einem Todesfall, über den man sich sehr wunderte, nicht als ob der Tod irgend jemands etwas Unerwartetes sei, sondern weil der Todesfall, von dem hier die Rede ist, so nahe mit einem Ereigniß andrer Art in Verbindung stand, wobei der Verstorbene eine Hauptrolle gespielt, daß man, vermöge einer natürlichen Neigung des menschlichen Geistes, das letzte

dieſer Ereigniſſe von dem erſten abhängig zu machen verſucht ward. — — Der Geſtorbene war nämlich der Kaiſer Leopold II., der 5 bis 6 Tage vor ſeinem Tode, etwas wider Willen, die Konvention von Wien unterzeichnet hatte, deren Hauptbeſtimmungen ſchon erwähnt ſind.

Die Königin rief bei der Ankunft des Trauerkouriers aus:

„Der Kaiſer, mein Bruder, iſt vergiftet worden; ich habe noch ein Zeitungsblatt," fuhr ſie heftig fort, „worin in einem Bericht von der Sitzung der Jakobiner erwähnt iſt, daß ein Mitglied dieſer abſcheulichen Geſellſchaft bei der Nachricht, daß der Kaiſer der Koalition beigetreten, geäußert habe: „Eine Paſtete könnte die Sache arrangiren."

Ich weiß nicht, ob ein Journal eine ſolche Aeußerung aufnehmen konnte; allein es iſt erlaubt, zu zweifeln, ob ſie überhaupt ſtattgefunden. Die Jakobiner, wie ganz Frankreich, wußten ſehr gut, daß Leopold II. ein umſichtiger Fürſt war, der ſich lange geweigert, zu handeln, und der vielleicht nie ſeine Einwilligung dazu gegeben, wenn er nicht fortwährend von den geheimen Umtrieben des Hofs der Tuilerien gereizt worden wäre. Ebenſo allgemein war bekannt, daß Franz II., Erbe der kaiſerlichen Krone, ſich den Plänen ſeiner Tante, der Königin von Frankreich, mit dem ganzen unklugen Ungeſtüm ſeines Alters überließ. Angenommen nun, die Jakobiner hätten im Auslande

die geheimen Einverständnisse gehabt, welche ihnen die Royalisten zuschrieben, so konnte es ihnen schwerlich einfallen, einen Fürsten vergiften zu lassen, dessen Nachfolger ein erklärter Feind der Revolution und der Patrioten war. Wenn eine Pastete die Sache arrangirte, so kam sie gewiß von einer Hand, die weder revolutionär, noch patriotisch war.

Doch sei dem, wie ihm wolle, Barnave, der damals das volle Vertrauen von Marie Antoinette besaß, las alle Briefe, die sie bei Gelegenheit von Leopold's Tode schrieb, und half mit an dem Beileidsschreiben, was diese Prinzessin an ihren Neffen, Franz II., richtete.

Tagtäglich machte dieser Exdeputirte unerhörte Anstrengungen, um die Königin zu bewegen, die selbstsüchtigen und unvernünftigen Rathschläge der Anhänger der alten Regierung zurückzuweisen, und tagtäglich antwortete sie Barnave: „Sie sind der achtbarste Mann, den ich kenne; Ihre Absichten sind so rein, wie ihr Genie gewaltig. Ich will mich Ihnen zu nähern suchen, und bin überzeugt, daß Sie uns zugethan sind. Allein ich muß alte Diener schonen, deren Treue mir bekannt ist." — — —

„Glauben Sie mir, Herr Barnave, ich werde Ihren Rath befolgen; nur brauche ich noch einige Zeit, um mich an diese seltsamen Dinge zu gewöhnen, und Sie sollen sehen, Sie werden mit meiner Gelehrigkeit zufrieden sein."

Diese Sprache war die einer Frau, die Barnave bewunderte, ja ihn vielleicht liebte, und ich verknüpfe mit diesen Worten durchaus keine ehrlose Bedeutung. Ich muß hinzufügen, daß Marie Antoinette seit dem Anfange der Revolution keinen Augenblick den beleidigenden Verdacht rechtfertigte, den man auf sie geworfen. Die Königin hatte jedoch nicht aus Ueberzeugung gesprochen, sondern fühlte im Gegentheil, daß sie sich nie dem konstitutionellen System werde anschließen können. Sie wollte nur einen Mann nicht beleidigen, den sie für ihr Interesse, nicht für ihre Meinungen gewonnen hatte.

Endlich konnte jedoch Barnave nicht mehr zweifeln, daß seine Bemühungen beim Könige und der Königin umsonst wären, und beschloß, Paris zu verlassen. Seit er nicht mehr zur Nationalversammlung gehörte, hatte er zu jeder Tageszeit zur Monarchin Zutritt. Eines Abends kam er also zu ihr, als sie sich in ihrem Kabinet allein befand, und beim Feuer auf einem halbrunden Sofa sitzend, las. Sie stand auf, ging Barnave entgegen, führte ihn bei der Hand zum Kamine und ließ ihn neben sich setzen.

„Sie sehen ja verdrüßlich aus, Herr Barnave," begann sie nach kurzem Schweigen.

„Ich bin es auch, wie es der Fall ist, wenn man etwas thun will, was uns sehr schwer wird. — — Ich will mich aus der Hauptstadt entfernen.„

„Wie, Sie wollen uns verlassen!" erwiederte

die Königin, sich unwillkührlich ihrem jungen Rathgeber zuwendend.

„Meine Gegenwart ist, wie ich jetzt nur zu sehr weiß, weder für Sie, noch für den König von Nutzen; Ew. Majestät haben bis jetzt keinem meiner Rathschläge Gehör geschenkt, und setzen alle Ihre Hoffnungen auf's Ausland. Also kann ich Ihnen nichts mehr rathen, und entferne mich, um nicht Zeuge des Unglücks zu sein, das ich nicht verhüten konnte."

„Ihre Besorgnisse gehen zu weit; eine bewaffnete Demonstration wird hinreichen, die Leute zur Vernunft, und Alles wieder — —"

„Dahin zurückzubringen, wo es 1789 war," unterbrach Barnave leidenschaftlich die Monarchin. — — „Ach! wie viel Unglück wird Ihre verhängnißvolle Beharrlichkeit herbeiführen, die alte Regierung wieder herstellen zu wollen, von der uns eine Revolution von 3 Jahren über drei Jahrhunderte entfernt hat."

„Barnave!" rief Marie Antoinette mit funkelndem Blick, „die Revolution muß weichen, und bald werden wir Mittel haben, die Faktionen zu unterwerfen."

„Ich verspreche mir wenig Gutes von dem Plane, zu dem man Sie beredet," entgegnete Barnave ernst; „Sie sind zu weit von der Hülfe entfernt, und werden verloren sein, ehe sie zu Ihnen kommt."

„Das Gegentheil wird stattfinden, und Ihre Belohnung — —"

„Meine Belohnung," ſprach der Exdeputirte mit traurigem Lächeln, „ſehe ich voraus; mit meinem Kopfe werde ich das Intereſſe bezahlen, das mir ihr Unglück eingeflößt, ſowie die Dienſte, die ich, leider vergebens, Ew. Majeſtät zu leiſten verſucht."

Hierauf ergriff Barnave, von einem unwiderſtehlichen Drange getrieben, die Hand der Königin, küßte ſie mehrmals mit einer Art leidenſchaftlicher Betrübniß, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen und verließ die Monarchin, die ihn mit thränenvollen Augen bis an die Thüre ihres Kabinets begleitete.

Barnave reiſte Tags darauf wirklich von Paris ab, um ſich in's ſüdliche Frankreich zu begeben, wo er bald eine lange Gefangenſchaft leiden ſollte.

Als dieſes Mitglied der konſtituirenden Verſammlung nach Etampes kam, war noch die ganze Stadt in tiefer Trauer, indem kaum eine Woche ſeit Ermordung des Maire Simoneau verfloſſen. Es mag hier folgen, was Barnave über dieſe That erfuhr. Eine zahlreiche, der Stadt völlig fremde Volksmenge war, mit Beilen, Flinten, Hacken, Säbeln, Spaten und Stöcken bewaffnet, tumultuariſch auf den Markt gedrungen. Bei ihrer Ankunft in Etampes hatten die Unbekannten ſich zunächſt der Glocken verſichert, damit man nicht Sturm läuten könne, was bewies, daß ſie erfahrne Anführer hatten, und mit Umſicht zu Werke gingen.

Auf die Nachricht von dem Tumult machte ſich

Simoneau auf den Weg nach dem Markte, begleitet von 80 Reitern der Linie, welche schworen, lieber zu sterben, als ihm ein Haar krümmen zu lassen.

Nach Ankunft des Maires auf dem Markte rief man von allen Seiten, er solle die Getreide-Taxe herabsetzen. Der Maire antwortete mit Mäßigung, aber kräftig, er könne diesem Verlangen nicht genügen, weil es gesetzwidrig sei. Sofort erschallten Drohungen und man schlug vor, ihn zu hängen. Simoneau rief nun mit einem Muthe und einer Festigkeit, würdig des Alterthums, den Meuterern zu: „Mein Leben ist in Eurer Gewalt, aber ich weiche nicht, da das Gesetz mir verbietet, meinen Posten zu verlassen.“ — — Einer letzten Aufforderung folgte eine letzte Weigerung von Seiten des Maires. Plötzlich traf diesen ein Stockschlag, der ihn betäubte; er rief: „Zu Hülfe, meine Freunde!“ worauf ihn ein Schuß in die Seite traf. Simoneau legte die eine Hand auf die Wunde und hielt sich mit der andern krampfhaft an den Schweif des Pferdes eines der Reiter seiner Eskorte. Aber wer sollte es glauben? der Reiter hieb den unglücklichen Maire mit seinem Säbel über den Arm. Er und seine Kameraden waren an die Meuterer oder vielmehr der gegenrevolutionären Gewalt, die sie gedungen, verkauft. Während Simoneau verstümmelt und mit Blut bedeckt hin und her schwankte, und vergebens Hülfe unter diesem Mörderhaufen suchte, zerschmetterte ihm einer der Banditen mit einem Schusse

aus der größten Nähe den Kopf, worauf er todt zu Boden fiel.

Tags darauf begleitete eine lange Reihe weinender Einwohner mit brennenden Wachskerzen die Leiche des Maire, allein als der Generalmarsch ertönte, den er des Aufruhrs wegen angeordnet hatte, griffen nur fünf Bürger zu den Waffen. — — Konnten die Bewohner von Etampes ihre Mitbürger nur beweinen, und fehlte es ihnen an Muth, sie zu schützen?

In Folge dieses Vorfalles dekretirte die Nationalversammlung in ihrer Sitzung vom 17. März, daß auf Kosten der Nation auf dem Markte von Etampes eine dreieckige Pyramide errichtet werden solle. Die eine Seite dieses Monuments solle die Inschrift enthalten:

Wilhelm Simoneau,
erwählter Maire von Etampes,
gestorben d. 3. März 1792;

die andre aber die Worte:

„Mein Leben ist in Eurer Gewalt, allein ich
weiche nicht, denn das Gesetz verbietet mir,
meinen Posten zu verlassen;"

und für die dritte ward folgende Aufschrift bestimmt:

Das französische Volk
dem Gedächtniß einer Magistratsperson des Volks,
die für das Gesetz starb.

Dies Dekret erhielt den einstimmigen Beifall der Nationalversammlung.

Ehe die Volksrepräsentanten dem Heroismus Simoneau's diese Huldigung brachten, übten sie erst einen Akt der Gerechtigkeit, indem sie die Anklage des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten dekretirten, desselben Deleſſart, den Ludwig XVI. nach der Plünderung am 23. und 24. Februar zu Péthion geschickt, um diesem seine Fahrlässigkeit vorzuwerfen, und gegen den sich Letztrer so gut von den Intriguen des Hofs unterrichtet gezeigt hatte.

Es waren unwiderlegliche Beweise vorhanden, daß Deleſſart bei einer antikonstitutionellen Uebereinkunft zwischen den Höfen von Wien und Paris als Mittler gedient hatte. Zwei andre Minister, Duport-Dutertre und Tarbé, nahmen aus Furcht ihre Entlassung, als man ihrem Kollegen den Prozeß machte.

Die Girondisten beherrschten damals die Nationalversammlung, und Vergniaud, ihr Koryphäe, war Mirabeau's und Barnave's Nachfolger in der Popularität geworden. Seine Beredsamkeit kam der jener Redner gleich, und übertraf sie manchmal noch. Die Deputation der Gironde war im eigentlichen Sinne des Wortes stolz auf ihn. Ich habe von dem Ehrgeiz und der Herrschsucht der Girondisten gesprochen; allein Vergniaud, ihr Haupt, war von diesen Leidenschaften frei, und hielt sich zu dieser Partei weniger wegen Gleichheit der Meinungen, als vielmehr aus einem gewissen ritterlichen Ehrgefühl, und aus Konfraternität. Von Natur war er zu Vergnügungen und

hauptſächlich zur Trägheit geneigt, der er ſich mit wahrer Wolluſt hingab. Selbſt der Ruhm der Tribune wäre ohne Reiz für ihn geweſen, hätten nicht Genſonné, Condorcet, Roland und namentlich des Letzteren Gattin, beſtändig dieſen modernen Alcibiades an die eigne und des Vaterlandes Gefahr gemahnt.

Um ihn anzutreiben, ſchmeichelten ſie ihm mit der Hoffnung, im Namen der Partei, die damals das Schickſal des Landes in ihren Händen zu haben glaubte, zu ſiegen. Ein ſo hohes Ziel begeiſterte Vergniaud, und waffnete ihn mit Mirabeau's Donnern.

Vergniaud war zu Ende des März der heftigſte Gegner des Hofs; täglich erhob er neue Anklagen gegen Ludwigs Abſichten, und dieſer Monarch, am Ende der Miniſter beraubt, die ſein Vertrauen beſaßen, wollte es nun verſuchen, den Girondiſten, den damaligen Beherrſchern der Nationalverſammlung, gänzlich nachzugeben, und ſchrieb deshalb an ſie: „Tief ergriffen von Frankreichs Unglück, und weil es meine Pflicht iſt, über die Konſtitution und die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu wachen, habe ich nicht aufgehört, alle Mittel, welche das Grundgeſetz mir geſtattet, anzuwenden, um die Ordnung wieder herzuſtellen, und die Vollziehung der Geſetze zu ſichern. Ich wählte zu meinen erſten Dienern Leute, welche ihre Grundſätze ſowohl, als die öffentliche Meinung empfahlen. Da ſie aber ihre Stellen aufgegeben haben, ſo glaubte ich ſie durch andre von bewährter Popularität erſetzen

zu müssen. Sie haben mir so oft erklärt, daß eben dies das einzige Mittel wäre, den gegenwärtigen Uebeln abzuhelfen, und ich glaubte also, es wählen zu müssen, um der Bosheit jeden Vorwand zu benehmen, die Reinheit meiner Absichten zu verdächtigen."

Der König kündigte hierauf an, daß er den Maréchal de camp Dumouriez, den Inspektor der Manufakturen Roland de la Plâtrière nebst Clavières und Lacoste zu Ministern gewählt habe. Wer könnte glauben, nachdem er diesen Brief Ludwigs XVI. gelesen, daß der Hof selbst jetzt sich nur mit einem populären Ministerium umgab, um den Patrioten eine Schlinge zu legen, und die Girondisten zu Unordnungen zu verleiden, die ihre Absichten verdächtigen sollten?

Dumouriez war fein genug, diesen Kunstgriff zu durchschauen, und er bewies es dem König in der ersten Audienz, die er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. „Sire," begann er, „ich bin zu Ihren Diensten; allein die Stelle eines Ministers ist nicht mehr, was sie früher war. Ohne aufzuhören, der eifrige Diener Ew. Majestät zu sein, bin ich zugleich Mann der Nation, und werde Ihnen stets offen meine Meinung sagen. Bei Ausübung meines Amtes kann ich Ihnen nicht schmeicheln, und werde in dieser Beziehung gar keine Etikette beobachten, damit ich Ihnen um so besser dienen kann. Nur mit Ihnen werde ich im Konseil arbeiten."

„Fast Ihr ganzes diplomatisches Korps ist offen gegenrevolutionär, und ich werde es ändern müssen. Bei der Wahl der neuen Beamten der Art werde ich Ihnen Leute vorschlagen, die Sie nicht ganz kennen, oder die Ihnen mißfallen. Ist ihr Widerwille stark und gehörig begründet, werde ich gehorchen, da Sie Herr sind. Sollte sich aber Ihr Entschluß auf Einflüsterungen Ihrer Umgebungen gründen, und Sie offenbar kompromittiren, dann werde ich Sie ersuchen, mich den Herrn sein zu lassen, oder mir einen Nachfolger zu geben."

„Diesen Morgen habe ich vier wichtige Depeschen entworfen, und werde sie in den Konseil bringen. Sie gleichen weder in Styl noch in Inhalt denen meiner Vorgänger, weil sie zu den Zeitverhältnissen passen müssen. Gefällt Ihnen meine Arbeit, so werde ich sie fortsetzen, außerdem bin ich immer reisefertig, um meinem Vaterlande und Ihnen in der Armee zu dienen, was mein eigentliches Element und der Zweck meiner größten Anstrengungen seit 36 Jahren ist."

„Herr Dumouriez," antwortete der König, „mir gefällt Ihre Offenheit, und ich weiß, daß Sie mir zugethan sind. Hoffentlich werde ich mit Ihren Arbeiten zufrieden sein. Man hat mir viel wider Sie gesagt."

„Ich glaube es wohl, Sire," antwortete der neue Minister lächelnd.

Dumouriez folgte nun dem Könige aus dem

Kabinet. Der Monarch ging in die Messe, und die Höflinge, denen der Minister in den Gemächern begegnete, ließen ihn vorüber, wie einen Verpesteten. Bei der Königin vorgestellt, erging er sich in ziemlich unbestimmten Redensarten, und die Monarchin antwortete noch unbestimmter. Allein Dumouriez vermuthete bei seiner Entfernung, daß er bald mit ihr eine Unterredung haben und daß sie ihn zu sich kommen lassen werde.

Wer dies so offene Glaubensbekenntniß des Ministers liest, wird geneigt sein auszurufen: „Das ist die Sprache eines Patrioten, eines wahrhaft dem Interesse der konstitutionellen Monarchie ergebnen Mannes, dessen Absichten rein und grad sind.“ — Dies Urtheil wäre jedoch ein großer Irrthum. Was der neue Minister that, geschah unter dem Einflusse eines thätigen, subtilen und kühnen Ehrgeizes. Dumouriez moquirte sich eigentlich über Alles, sein Interesse und seinen Ruhm ausgenommen. Er konnte, wenn es die Umstände verlangten, Royalist, gemäßigt konstitutionell und auch Jakobiner sein. Für den Augenblick hatte er sich den Girondisten genähert, und ihnen geschmeichelt, die ihn daher für den Ihrigen hielten, und ohne Widerstand zum Ministerium gelangen ließen. Er aber, der sich im Konseil von Männern dieser Partei umgeben sah, hoffte bald ihren Einfluß zu vernichten, und sie sogar zu stürzen, wenn sie seinen be-

sonderen Absichten, d. h. seinen Plänen von Herrschaft und Glück, hinderlich sein sollten.

Trotz aller Mühe, die Dumouriez anwandte, sich mit Offenheit zu schmücken, durfte man doch nur seinen heimlichen Blick und seine listige Physionomie betrachten, um sich zu überzeugen, daß er stets Komödie spiele. Kurz er war ein scheinbarer Patriot, ein gewandter Wüstling und ein politischer Glücksritter nach Art Rivarol's, aber dabei fleißig und ein wackrer und erfahrner General. Er sprach und schrieb mit Leichtigkeit, und sein fesselloser Geist bewegte sich in eleganten Formen. Niemand war, vor Napoleon, zu großen Unternehmungen fähiger, als Dumouriez; allein waren diese begonnen, so verleitete ihn manchmal sein hitziges Temperament bei deren Ausführung zu Fehlern, und dies war die schwache Seite dieses ausgezeichneten Mannes.

In geselliger Rücksicht betrachtet, konnte dieser General für liebenswürdig gelten; gegen die Männer benahm er sich heiter und unbefangen, und zeigte eine geistreiche Gabe der Beurtheilung, gegen die Frauen aber war sein Betragen sehr artig. Madame Roland, die einen sichern Takt besaß, äußerte jedoch, er scheine keineswegs geeignet, Frauen zu gewinnen, welche durch einen zärtlichen Umgang leicht zu verführen wären. Dieser Minister hätte an einem so verdorbnen Hofe, wie der Ludwigs XV. seiner Rolle vollkommen genügt, und würde ich für ihn selbst, gegen Bernis und

Choiseul gewettet haben. Bei Frauen, die mehr den Eingebungen der Galanterie, als den Vorschriften der Moral folgten, konnte sich der neue Minister Erfolg versprechen, und diesen benutzen; denn noch im funfzigsten Jahre war ihm ein gewisser jugendlicher Leichtsinn geblieben und der ganze Schwung einer sehr freien Einbildungskraft.

Damals stand Dumouriez in sehr lebhafter und intimer Verbindung mit Madame Beauvert, einer Frau, die liebenswürdig, geistreich, umgänglich und endlich Rivarol's, ihres Bruders Grundsätzen ganz ergeben war, dessen Haus der Mittelpunkt einer allerliebsten Liederlichkeit war; allein ich kehre zur Bildung des Ministeriums zurück.

Brissot hatte den Auftrag erhalten, sich zu erkundigen, ob Roland geneigt sei, das Portefeuille des Innern anzunehmen. Die Erkundigung drang aber nicht einmal bis zu ihm durch; seine Frau antwortete, ohne ihn zu fragen, mit ja, und entschied so, daß er, oder vielmehr sie, Minister werden solle, und Dumouriez kündigte Tags darauf Roland seine Ernennung an, begrüßte ihn als seinen Kollegen und sagte ihm, daß sie am folgenden Tage mit einander in's Konseil gehen würden.

Roland, den man als Minister günstiger beurtheilt hätte, wäre er weniger von den Ansprüchen seiner Frau geleitet worden, war ein rechtschaffener, tugendhafter Bürger, voll trefflicher Absichten, und

fähig, durch seine Kenntnisse und Erfahrung sein Amt klug und hauptsächlich gerecht zu verwalten. Trotz seiner Bescheidenheit, die er vielleicht etwas übertrieb, fehlte es ihm nicht an Würde, und er wußte Achtung einzuflößen. Roland affektirte eine Nachahmung antiker Tugenden; was seinen Ton docirend, seine Manieren trocken und seine Haltung steif machte. Dieses, mit seiner ausnehmend einfachen Kleidung verbunden, gab seiner ganzen Person ein Ansehen von Strenge, die gar nicht in seinem Charakter lag.

Die europäische Tracht sagte dem modernen Catonen nicht zu; Roland glich einem Quäker in Sonntagskleidung. Sein einfaches, schwarzes Kleid, seine glatten Haare, sein runder Hut und sein ungeschicktes Benehmen paßten wenig zu seiner angenehmen und selbst einnehmenden Gesichtsbildung.

Als Dumouriez Roland an den Hof brachte, machte er dort, nach dem Ausdrucke dieses Generals selbst, einen Eindruck wie ein Rhinozeros. Die Bedienten aller Klassen, die sich dort befanden, urtheilten, daß ein solcher Minister nur Anlaß zu Aergerniß und einen Gegenstand des Skandals abgeben könne. Diese feilen Wesen, die nur der Etikette ihre Existenz verdankten, meinten, das Heil des Reichs hänge von Ceremonien ab. Man lachte nicht, das dumpfe Geräusch der Höflinge, das leise Flüstern derselben hatte einen Charakter von besonderem Ernst. Bald trennte sich der Ceremonienmeister von den flüsternden Gruppen,

kam zu Dumouriez, zog ihn mit sich an ein Fenster, und mit den Augen nach Roland's Schuhen deutend, begann er in einem höchst bewegten Tone:

„Der Herr hat keine Schnallen an den Schuhen — — elende Bänder.“

„Ach! es ist Alles verloren!“ antwortete der Minister mit spaßhaftem Ernst.

„Sie spotten darüber, General,“ versetzte der Ceremonienmeister empfindlich; „allein es ist meine Pflicht — —“

„Was Ihre Pflicht ist,“ unterbrach Dumouriez den anmaßenden Narren, ihm den Rücken zuwendend, „wird der Monarchie nie das Geringste nützen, oder schaden. Erlauben Sie mir übrigens, wichtigern Geschäften nachzugehen.“

Ludwig XVI. empfing Roland gütig, und zeigte einiges Vertrauen gegen ihn. Der neue Minister versprach dem Könige, ihm mit vollem Eifer zu dienen und drückte sich mit einer edlen Freiheit und einem Anstande aus, die dem Könige gefielen. Beide trennten sich, wie es schien, mit einander zufrieden.

Ich will noch einige Worte über dies Kabinet hinzufügen, das erste, dessen Mitglieder unter den Männern der Revolution gewählt waren, und welches daher die Royalisten das sansculottische nannten.

Duranthon, der Justizminister geworden, war ein Advokat aus Bordeaux von einigem Talent, und ein ehrlicher Mann; aber träge und furchtsam. Wie

faſt alle Juriſten brauchte er mit einem Anſehen von Wichtigkeit leere Phraſen; auch fehlte es ihm nicht an Ehrgeiz und Eitelkeit, und im Ganzen genommen, war er ein ſehr mittelmäßiges Subjekt.

Lacoſte, der Marineminiſter, hatte im Staube der Bureaux eine Art Glück gemacht, und ſich auf den beſtäubten Aktenmaſſen bis zum Gebieter der Marine erhoben. Allein er behielt die Manieren eines Kommis für 2000 Franken. Sein Benehmen war ungeſchickt und linkiſch, ſein Ton docirend, dabei hatte er eine Sucht, Kleinigkeiten wichtig zu machen, weil er über wirklich bedeutende Dinge nicht zu ſprechen vermochte. Sein nur bureaukratiſches Talent beſtand in einer gewiſſen Fertigkeit der Geſchäftsführung; allein es war zu ſchwach, ſobald adminiſtrative Klugheit erfodert wurde. Uebrigens erſetzte Lacoſte durch keine Art der Liebenswürdigkeit die ihm fehlenden geiſtigen Fähigkeiten. Er war leidenſchaftlich, rachſüchtig und trieb den Geiſt des Widerſpruchs bis zum Lächerlichen.

Es beſtand damals auch ein Miniſterium der Abgaben, das Clavières erhielt, ein Genfer, der durch ſeine Verbindung mit Mirabeau bekannt geworden war. Er ſtand im Rufe finanzieller Geſchicklichkeit, und rechtfertigte ihn als Miniſter. Clavières war arbeitſam, und ließ ſich durch keine Schwierigkeiten in ſeinem Eifer ſchwächen. Allein er war unfreundlich in ſeinen Amtsverhältniſſen, oft ſchwierig und Kleinig-

keitskrämer, ermüdete alle seine Mitarbeiter und gewann die Zuneigung keiner der Personen, die ihm näher standen. Zum Kriegsminister wurde im Augenblick der Zusammensetzung des ersten konstitutionellen Ministeriums der Maréchal de camp Grave vorgeschlagen, der jedoch nur ganz vorübergehend erschien. Ich traf ihn 1810 auf der Insel Oleron wieder, zu deren Kommandanten ihn der Kaiser ernannt hatte. Er war immer noch Maréchal de camp, was mich nicht wunderte; wenn er ministerielle Fähigkeiten besaß, so hielt er sie wenigstens sehr geheim.

Servan, ebenfalls Maréchal de camp, wurde sein Nachfolger. Den Einfluß, der ihm zu seinem Amt verhalf, werde ich ohne Mühe zu schildern vermögen. Natürlich muß hier auch die Rede von Madame Roland sein, eine der Berühmtheiten, welche die Revolution von 1789 aus einem Geschlecht aufzuweisen hat, welches stets darthat, daß es heroische Tugenden besitze, und daß man es mit Unrecht zur Resignation nöthige.

Madame Roland war 1792 etwa 35 Jahre alt, war noch schön, sehr frisch, und hatte eine ausdrucksvolle und belebte Physionomie. Ihr Wuchs war zierlich und leicht, ihre Hände und Füße klein und wohl proportionirt. Sie liebte den Schmuck, und konnte für etwas kokett gelten. Man hat sie eine tugendhafte Kokette genannt, und ich will gern im ganz geistigen Sinne die wirklich sehr zärtlichen Briefe er-

klären, die sie später aus ihrem Gefängnisse an einen Mann schrieb, gegen den sie eine ganz ausnehmende Vorliebe hegte. Indem wir also die Züchtigkeit der Madame Roland, welche einige Girondisten in ihren Memoiren behaupten, zugeben, widersprechen wir zugleich dem 1792 sehr beglaubigten Gerüchte, daß Servan in ihr eine andre Leidenschaft erregt habe, als die der girondistischen Konfraternität.

Ihre Kenntnisse waren vielleicht nur oberflächlich, aber mannigfaltig, und gaben ihrem Gespräch viel Reiz. Ihr Styl besaß Eleganz, Wärme und eine gewisse Reinheit, auch hatte sie unter ihren Freundinnen am Meisten die artige Weise des Ausdrucks in ihrer Gewalt. Den Werken ihres Gatten, gab sie, sagt man, die letzte Politur. Einige tadeln an ihr eine Neigung zu dem Schöngeistigen; allein sowohl in ihren Memoiren, als in ihren Briefen findet sich nur selten dergleichen. Dagegen überläßt sie sich öfters metaphysischen Betrachtungen, die ihr zu tiefen und stets geistreichen Ideen Veranlassung geben.

Ihr Salon war der Vereinigungspunkt von einer Anzahl Deputirten, Philosophen, Gelehrten und Journalisten. Unter ihren Augen fertigte man die Artikel für die „Bouche de fer“ und den „Thermomètre,“ zwei Blätter der Gironde, von deren letzterem Dulaure Redakteur war, der sich später durch seine Geschichte von Paris einen Namen machte, und vor kurzem gestorben ist.

Hauptsächlich Freitags versammelte man sich bei der Roland, speiste, und bestimmte, wie damals das Gerücht sagte, nach den Orakeln einer andern Egeria, den Geschäftsgang im Ministerium des Innern für die nächste Woche. Da keine andre Damen zugelassen wurden, so war die Wirthin, welche bei dieser Gelegenheit die schönsten Blumen ihres Geistes entfaltete, der alleinige Gegenstand aller Aufmerksamkeiten.

Ihre Feinde gaben diese Dinèrs für glänzende Feste aus, welche große Summen verschlängen, und die Jakobiner, welche sich schon seit lange von den Girondisten getrennt hatten, klagten bitter über diese Verschwendung, bei der es nur auf Bestechung der Theilnehmer abgesehen sei. „So werden," sagten sie, „vor Euren Augen die Zaubereien einer andern Armide vollbracht, auf Unkosten der Bürger, welche diese verführerischen Bankets zu Grunde richten."

Madame Roland selbst sagt uns in ihren Memoiren von diesen angeblichen Festen des Vitellius, daß nur 15 bis 18, nie aber über 20 Gäste daran Theil nahmen, und daß es nur einen einzigen Gang von sechs Schüsseln höchstens dabei gab. Man ging um 5 Uhr zu Tisch und um 9 war Jedermann zu Haus.

Gewiß ist, daß nie ein Minister ein bescheidneres Hauswesen führte, als Roland, und daß überhaupt nie ein Ministerium weniger Aufwand machte, als das damalige. Kein einziges von seinen Mitgliedern

hatte, glaube ich, seinen eignen Wagen. Dumouriez, Roland und Clavières sah ich öfters zu Fuß ins Konseil gehen, und selbst ihre Portefeuilles tragen, während sich jetzt dieses schon der Chef einer Abtheilung von einem Bureaudiener nachtragen läßt.

Als ich eines Montags mit meinem Vater von unsrem Landhause zu Meudon zurückkehrte, fanden wir im Gehölz von Boulogne sechs Personen, worunter zwei Frauen, die ein Tuch auf den Rasen gebreitet hatten, und im Grünen ein heiteres Mahl hielten. Wir erfuhren nachher, daß drei von dieser Gesellschaft Minister waren, und daß die ganze Mahlzeit funfzehn Franken kostete. — Wenn dies nicht patriotische Frugalität war, so kenne ich keine.

Was das Gerücht betrifft, daß Rolands Gattin mehr Minister gewesen, als er, so will ich die Aeußerungen der Roland selbst hierüber anführen, welche alle Merkmale der Aufrichtigkeit besitzen.

„Aus Gewohnheit und Neigung zu studiren, theilte ich die Arbeiten meines Gatten, als er noch Privatmann war; ich schrieb mit ihm, wie ich mit ihm aß, weil mir eins so natürlich, wie das andre war. Er schrieb über die Künste, und ich that's auch, obgleich es mir lange Weile machte. Er liebte gelehrte Forschungen, und wir stellten sie zusammen an. Fiel ihm ein, an eine Akademie einige wissenschaftliche Aufsätze zu schicken, so fertigten wir sie zusammen, oder einzeln, um sie dann zu vergleichen,

und nach Befinden auszuwählen, oder zu verschmelzen. Hätte er Predigten geschrieben, würde ich auch welche gemacht haben. Als mein Gatte Minister geworden, mischte ich mich zwar nicht in die Verwaltung, handelte es sich aber um ein Cirkular, eine Instruktion, eine öffentliche Schrift von Wichtigkeit, so konferirten wir darüber mit gewohnter Vertraulichkeit und von seinen Ideen durchdrungen, wie er von den meinigen, ergriff ich die Feder, die zu führen ich mehr Zeit hatte, wie er."

„Uebrigens konnte ich in Bezug auf Vernunft und Gerechtigkeit nichts sagen, was Roland durch seinen Charakter und sein Benehmen nicht hätte unterstützen oder verwirklichen können. Ich verstand nur besser zu schildern, wie er, was er gethan oder zu thun versprechen konnte."

„Roland wäre ohne mich ein eben so guter Minister gewesen; dafür bürgen seine Kenntnisse, seine Thätigkeit und seine Rechtschaffenheit. Mit mir machte er mehr Sensation, weil ich seinen Schriften jene Mischung von Milde und Kraft, Vernunft und Gefühl gab, die vielleicht nur im Besitz einer empfindsamen Frau von gesundem Verstande sind." (Die Bescheidenheit der Verfasserin dorf hier jedenfalls nicht in Betracht kommen).

Bis hierher sehe ich nur eine sehr unschuldige Theilnahme der Roland an den Arbeiten ihres Gatten; später will ich untersuchen, ob sie ihren getadel-

ten Einfluß nicht mit mehr Ehrgeiz geltend machte. Unterdessen, und im vollen Vertrauen auf die Wahrheit der Behauptungen dieser Dame, lasse ich ihrer ehelichen Zärtlichkeit, der zu Folge sie nichts ohne ihren Gatten that, volle Gerechtigkeit widerfahren.

Es ist nicht ohne Interesse, hier zu berichten, wie es im Konseil der Tuilerien zuging, seit Ludwig XVI. mit den sansculottischen Ministern berathschlagte. Madame Roland hat uns davon eine ziemlich pikante Schilderung hinterlassen, die ich kopiren will. „Der Konseil versammelte sich wöchentlich dreimal; jeder Minister, der Bons, Ordonnanzen oder Proklamationen zur Unterzeichnung vorzulegen hatte, kam mit seinem Portefeuille, und übergab vor der zum Konseil bestimmten Stunde dem Könige die betreffenden Dokumente zur Unterschrift; hierauf begaben sich Alle in den Sitzungssaal. Hier wurden die Schriften vorgenommen, über welche zu diskutiren war, der Justizminister legte die Dekrete zur Sanktion vor, und endlich berathschlagte man, oder sollte es wenigstens, über den Gang der Regierung, die innere Ordnung, die Verhältnisse mit dem Auslande, über Krieg und Frieden u. s. w."

„Während dem las der König die Gazette, oder die englischen Journale im Originale, und schrieb auch öfters Briefe. Ein andres Mal fragte er jeden der Minister nach dem, was ihn persönlich anging, und bewies dabei sehr geschickt jene Art von Theilnahme,

woraus die Großen sich ein Verdienst zu machen wissen; sprach wie ein rechtschaffner Mann über die Angelegenheiten im Allgemeinen, und betheuerte bei jeder Gelegenheit, öfters auch ohne dieselbe, und im Tone der Offenheit seinen Wunsch, die Konstitution vorwärts zu bringen."

„Der Sanktion der Dekrete widmete er selten seine Aufmerksamkeit und vollzog sie ungern, ohne sie doch je zu verweigern. Nie sanktionirte er aber sogleich ein vorgelegtes Dekret, sondern immer erst im nächsten Konseil. Dann war sein Urtheil immer schon gefaßt; allein er gab sich das Ansehn, als ließe er seine Meinung durch die Diskussion bestimmen."

„Auf Besprechung großer politischer Fragen ließ er sich nicht ein und vermied sie, indem er das Gespräch auf dies und jenes, oder auf die Privatangelegenheiten der Minister brachte. War von Krieg die Rede, sprach er von Reisen, und bei diplomatischen Dingen citirte er die Sitten, oder fragte nach der Beschaffenheit der Länder, um die es sich handelte. Untersuchte man den innern Zustand des Königreichs, so hielt sich der Monarch an Einzelnheiten des Ackerbaues oder der Industrie. Roland fragte er über seine Werke und verlangte von Dumouriez Anekdoten*). — — Das Konseil artete so in ein Ge-

*) Dieser Minister ergötzte den König im Konseil mit den komischesten und öfters seltsamsten Geschichten, in denen der Ernst

spräch aus, wie man es in guter Gesellschaft, oder auch auf einem Kaffeehause führt, wo man über Alles schwatzt."

„Kein Protokoll wurde bei diesen Berathschlagungen geführt, ja, es war nicht einmal ein Sekretär dazu da. Nach drei bis vier Stunden wurde die Sitzung aufgehoben, ohne daß etwas Wichtiges darin gethan worden."

Wie ich weiß, ist diese Zeichnung vom Konseil und dem jesuitischen Benehmen Ludwigs völlig genau. Herr von Narbonne hat mir Alles bestätigt, was ich aus den Memoiren der Roland entlehnt. Dieser ehemalige Minister Ludwigs XVI. fügte hinzu, der König habe sich öfters mit seinen Ministern stoisch von seinem Tode unterhalten, den er für sehr nahe hielt.

Ich habe nun noch zu berichten, welche Wirkung auf die Königin das zu Ende des März 1792 eingesetzte Ministerium machte, dessen Mitglieder dem Kreise der gewöhnlichen Kreaturen des Hofs völlig fremd waren. Wie erwähnt, hatte Marie Antoinette nur unbestimmt auf die Anrede des Ministers Dumouriez geantwortet, die nicht deutlicher war; allein er vermuthete, bald zur Königin gerufen zu werden, was auch wirklich geschah, ehe vierzehn Tage vergingen.

---

seiner Kollegen unterging. Manchmal mischten sich aber auch in diese Erzählungen kühne Gelegenheitswahrheiten.

Er wurde in ihr Kabinet geführt und fand die Königin allein, sehr roth, mit leuchtenden Blicken und mit großen Schritten auf- und abgehend. Dumouriez vermuthete eine sehr lebhafte Unterredung, ging zum Kamin, wandte sich dann nach der Königin, und wartete, bis sie das Wort nehmen würde. Dieselbe näherte sich ihm hastig, und begann mit allen Zeichen des Zorns:

„Sie vermögen jetzt Alles, mein Herr; allein blos durch die Gunst des Volks, das seine Idole bald wieder zertrümmert. Ihre Existenz hängt von Ihrem Benehmen ab. Sie sollen talentvoll sein; also können Sie selbst beurtheilen, daß weder der König noch ich alle diese Neuerungen, so wie die Konstitution zu ertragen vermögen. Ich sage Ihnen das ganz offen; richten Sie sich darnach."

„Ich bin untröstlich über das peinliche Geständniß, welches Sie mir gethan," entgegnete Dumouriez, „und werde es nie verrathen; allein ich stehe zwischen dem Könige und der Nation, und gehöre meinem Vaterlande an. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß des Königs, Ihr und Ihrer Kinder Heil, so wie die Wiederbegründung Ihrer legitimen Autorität sich an die Konstitution knüpft. Ich würde Ihnen und dem Könige übel dienen, spräche ich anders. Sie sind Beide von Feinden umgeben, die Sie dem eignen Interesse opfern. Ist die Konstitution einmal in Kraft, wird sie dem Könige, weit

entfernt, ihm zu ſchaden, Glück und Ruhm bringen. Demnach muß er zu ihrer ſchnellen und dauerhaften Begründung mit beitragen."

„Nie," entgegnete die Königin mit erhöhter Stimme und vermehrter Aufregung. „Das kann ſo nicht dauern. — — Nehmen Sie ſich in Acht!"

„Madame, ich bin über funfzig Jahre alt; mein Leben durchkreuzten viele Gefahren, und als ich das Miniſterium übernahm, bedachte ich wohl, daß die Verantwortlichkeit nicht das wäre, was ich am meiſten zu fürchten habe."

„Es fehlte weiter nichts, als mich zu verläumden," verſetzte die Königin mit Schmerz. „Sie ſcheinen zu glauben, ich ſei fähig, Sie morden zu laſſen."

„Da ſei Gott vor," antwortete der Miniſter; „Ihr Charakter iſt groß und edel, und Sie haben Beweiſe davon gegeben, die ich bewundere und Ihnen meine Ergebenheit erworben haben."

Dieſe Worte beruhigten Marien Antoinetten ſchnell; Lob war ein untrüglicher Balſam für die Wunden ihres Herzens. Sie näherte ſich dem Miniſter, und begann wieder, ſich auf ſeinen Arm ſtützend:

„Alſo laſſen Sie wenigſtens meinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren."

„Glauben Sie mir," fuhr Dumouriez in einem herzlichen Tone fort, „ich habe durchaus kein Inter-

esse, Sie zu täuschen, Verbrechen und Anarchie verabscheue ich so sehr, wie Sie. Glauben Sie mir, ich habe Erfahrung, bin alt, und durch meine Lage besser im Stande, wie Sie, die Ereignisse zu beurtheilen. Es handelt sich nicht, wie Sie meinen, um eine momentane Volksbewegung, sondern um den fast einmüthigen Aufstand einer großen Nation gegen veraltete Mißbräuche. Bedeutende Faktionen schüren das Feuer, und unter allen giebt es Böswichter und Narren. Ich habe bei der Revolution nur den Köntg und die ganze Nation im Auge; Alles, was beide trennt, führt zum wechselseitigen Verderben; also suche ich sie möglichst zu vereinigen, und Ihnen kommt es zu, mir dabei zu helfen. Bin ich Ihren Plänen im Wege, so sagen Sie es mir; ich nehme dann meine Entlassung, und seufze in der Einsamkeit über das Geschick meines Vaterlandes und über das Ihre."

Die Königin erwiderte nichts, aber sie entließ den Minister scheinbar ruhig und heiter. — Sie war einen Augenblick ihrem System der Heuchelei untreu geworden, aber bald wieder darauf zurückgekommen.

Mit wenig Worten wollen wir jetzt den Zustand Frankreichs in der Epoche schildern, zu der wir gelangt sind. Aus dem zuletzt Erwähnten läßt sich die Gesinnung des Hofs abnehmen; man suchte, nach wie vor, die fremde Hülfe zu beschleunigen, wies den Rath der Klugheit zurück, und gehorchte nur einem

unversöhnlichen Hasse gegen die konstitutionellen Institutionen. In Paris, wie in fast ganz Frankreich, bearbeiteten zwei ziemlich gleich mächtige Parteien, die Jakobiner und Girondisten, das Volk, um sich definitiv der Autorität zu bemächtigen, welche die Gewalt giebt. Die Faktion des Herzogs von Orleans schwankte zwischen den Jakobinern und Girondisten, und die Zahl ihrer Kreaturen mehrte sich nicht, weil man kein Vertrauen auf ihren Chef hatte. Endlich war das Volk beständig auf den Beinen und immer in Aufregung, wehrte sich aber demungeachtet gegen die Zuflüsterungen der Anarchie, der die öffentliche Vernunft Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Indessen wurden die äußeren Zeichen, welche gewöhnlich für die Menge so viel Reiz haben, zu Ende des März durch Freiheitsbäume vermehrt, welche zuerst in Lille und Auxerre gepflanzt wurden; Paris, das Neuheiten leidenschaftlich liebte, ahmte bald diese Beispiele nach, worüber der Maire Péthion seinen Beifall zu erkennen gab.

Zu derselben Zeit kamen die berüchtigten rothen Mützen auf, die im nächsten Jahre ein so verhängnißvolles Emblem werden sollten. Vergebens suchte Dumouriez auf der Tribüne der Jakobiner vorzustellen, daß dies Zeichen eins der unpassendsten sei, indem es an die rothe und weiße Rose und den Bürgerkrieg Englands oder an die Mützen zur Zeit des Königs Johann erinnere. Die rothe Mütze blieb, und der

Minister selbst konnte nicht ohne sie auf der Tribune erscheinen.

Dies war unsre Lage, als, da an Oestreich der Krieg erklärt worden war, die fremden Armeen nach unsern nördlichen Provinzen vordrangen. Bei den Franzosen herrschte jetzt nur eine Idee, nämlich die, ihre Grenzen zu decken. Unzählige Freiwillige stellten sich in allen Theilen des Reichs mit einer Begeisterung, einem Patriotismus, wie man noch zu keiner Zeit gesehen. Niemand wollte alt, oder noch ein Knabe sein; selbst die Frauen vergaßen ihr Geschlecht, und griffen zur Muskete.

Ein Tyrtäus erstand aus der Menge; die Marseillaise ertönte, und auf keine andre Proklamation wurde mehr gehört. Dies gereimte Manifest gab dem Vaterlande 300,000 Soldaten. Von allen Seiten erschallten die Drohungen der Feinde, allein man antwortete: „Sie mögen nur kommen" — und eilte Ihnen singend entgegen:

dansons la carmagnole,
vive le son du canon.

Ende des zweiten Bandes.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DC
715
P37
Bd.8

Pariser Nachte